PZ
31
D4
v.10

FT MEADE
GenColl

Die Rache iſt mein, ich
will vergelten.

LIBRARY OF CONGRESS.
PZ31.
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf D4
V.10
UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsche-Evangelische

# Jugend-Bibliothek.

Zehntes Bändchen.

## Die Rache ist mein, ich will vergelten.

Von Fr. Blaul.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
JUN 21 1889
18725
WASHINGTON.

Verlag der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.
R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

PZ31
.D4
C.10

Entered, according to act of Congress, in the year 1888,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

## Erstes Kapitel.

# Palast und Hütte.

Auf viel hundert Bergen und Hügeln des deutschen Landes stehen mächtige Ruinen ehemaliger Schlösser, in welchen vor Zeiten die Fürsten, Grafen und Herren wohnten, welche in großer Zahl über die deutschen Lande geboten. Auf einem dieser Schlösser, das nun auch eine verlassene Ruine ist, hauste ein gewaltiger Markgraf mit zahlreicher Dienerschaft. Im ganzen Lande galt er als ein strenger Herr und war weithin bekannt als ein wilder Jäger, der kein größeres Vergnügen kannte, als tagelang mit seinen Freunden und Dienern in Feld und Wald umherzustreifen und das Wild zu jagen. Er war finster von Gemütsart, rauh und barsch in seinen Reden, und man erzählt von ihm nicht wenige Handlungen der Grausamkeit. In seinem Herzen war keine Liebe zu Gott, darum auch keine zu den Menschen. Seine Unterthanen betrachtete er als ein Eigentum, mit dem er schalten und walten könne, wie es ihm einfiele, und hielt sie für geringer als seine Knechte. Oft sagte er, sie seien nur da, um für ihn zu arbeiten und das Geld herbeizuschaffen, das er brauche, damit er auf seinem Schloß in Herrlichkeit und Freuden leben könne.

Das that er denn auch da oben in seinem prächtigen Schlosse, welches die Bürger und Bauern in schwerer Frohnarbeit einst erbaut hatten. Wer des Abends hinaufsah,

der erblickte lange Reihen hell erleuchteter Fenster und hörte bis tief in die Nacht hinein den lauten Jubel der Gäste, die sich's bei der Mahlzeit und beim Weine wohl sein ließen; und daneben sah man starke Türme, welche dunkel in die Höhe starrten und deren Gewölbe mit Gefangenen angefüllt waren. Denn in solche Gefangenschaft konnte man im Lande des finsteren Markgrafen gar schnell geraten, sobald man nämlich nur ein Wort sprach, das ihm nicht gefiel. Wer sich nur mit einer Silbe über die unerschwinglichen Steuern beschwerte, oder darüber, daß das Wild die Saatfelder verwüstete, oder darüber, daß die markgräflichen Jäger alles daniedertraten, was die Landleute mit Schweiß und Mühe gepflanzt hatten, der durfte gewiß sein, daß eine Wohnung im finsteren Turme seiner wartete. Am härtesten strafte der Markgraf diejenigen, welche sich unterstanden, einen seiner zahllosen Hunde zu verletzen, oder gar ein Wild zu erlegen. Es mochte eher einer einem Menschen das Ärgste anthun, als einen markgräflichen Hund, der ihn anfiel, mit dem Stocke oder durch einen Fußtritt zurücktreiben; es mochte einer eher einen Menschen töten, als ein Stück des Wildbretes erlegen, das zu Tausenden in Feld und Wald umherlief.

Wenn der Markgraf aus den Fenstern seines Schlosses hernieder schaute, so war es seine größte Freude, zu sehen, wie die Wildschweine aus dem Walde kamen und die Äcker zerwühlten, wie die Hirsche und Rehe rudelweise auf den Feldern weideten; und man hätte bei Leib und Leben keinem raten mögen, das Wild nur von seinem Acker zu verscheuchen. Ja, wenn es dem gestrengen Herrn einfiel, ein großes Treibjagen anzustellen, was nicht selten

der Fall war, so mußten die Bauern selbst auf ihren eigenen Feldern das Wild zusammentreiben und schweigend mit ansehen, wie die hohen Herren und ihre Jäger die Pferde in ihren Saatfeldern herumtummelten und in einer Stunde die Hoffnung einer reichlichen Ernte vernichteten. Und dabei durfte keiner wagen, seinen Unwillen nur durch eine Miene zu verraten, wenn er nicht mit Schlägen oder Gefängnis bestraft werden wollte.

Man kann sich in einem Lande, wo ein Fürst regiert, der sein Volk liebt und für das Glück desselben besorgt ist, oder in einer Republik keinen Begriff machen von dem Drucke, unter welchem die armen Leute seufzten.

Wir wollen in Gedanken von dem prachtvollen Schlosse niedersteigen in eine kleine Hütte, in welcher die Armut schon zuhause war, in die aber von dem Schlosse aus noch viel größeres Elend gebracht wurde. Diese Hütte war die letzte eines nahen Dorfes und stand einige hundert Schritte von diesem entfernt, nicht gar weit vom Saume des Waldes. Eine arme Witwe wohnte darin mit ihren vier Kindern. Unter diesen war ein Sohn von achtzehn Jahren, jetzt noch ihre einzige Stütze; aber sie sah mit schwerem Herzen schon die Zeit herankommen, wo ihr Martin unter die markgräflichen Soldaten eingereiht werden würde. Wer sollte ihr dann die drei anderen noch unerwachsenen Kinder ernähren helfen? Wer sollte das Geld verdienen, welches sie als Steuer für ihre Hütte und für das kleine Sandfeld um dieselbe bezahlen mußte?

Diese und andere Gedanken machten sie oft traurig, aber wenn ihr die Thränen der Sorge und des Kummers

ins Auge stiegen, ging sie hinaus vor e Thür, schaute ihr kleines Häuschen mit dem niedrigen Strohdach an und las den Spruch, welcher in den Balken über der Thür gehauen, und den Liedervers, welcher höher darüber in den Giebel geschrieben war. Der Spruch lautete:

„Der Herr ist des Armen Schutz, ein Schutz in der Not.“ Ps. 9, 10. Der Vers aber hieß:

O süßes Wort, das Jesus spricht
Zur armen Witwe: „weine nicht!“
Das komme nie mir aus dem Sinn,
Zumal wenn ich betrübet bin.

Spruch und Vers hatte sie einst selbst in ihrer kummervollsten Lage an den Giebel schreiben lassen. Ihr Mann war nämlich gerade zu der Zeit gestorben, als die Hütte erst zur Hälfte gebaut war. Ohne Rat und rechten Trost stand sie damals mit ihren vier kleinen Kindern und wußte nicht, wie sie das Obdach vollenden sollte, welches sie und ihre Kinder künftig vor Wind und Wetter schützen möge. Ihr Mann hatte den Aufbau der Hütte mit eigener Hand unternommen, sie aber konnte ihn nicht fortführen, und Geld besaß sie auch nicht. Da traten die wackersten Männer im Dorfe zusammen und beschlossen ganz in der Stille, das Häuschen auszubauen, weil sie den verstorbenen Martin Brendel und sein Weib als rechtliche und fromme Leute gekannt und geachtet hatten. „Haben wir dem Markgrafen sein prächtiges Schloß in gezwungener Frohn erbaut, warum sollten wir nicht freiwillig Hand an die Hütte der armen Witwe legen?“ So sprachen einige Bauern, aber freilich ganz in der Stille, damit kein

Horcher des Markgrafen diese Worte hören möchte, die vor ihm als höchst strafbar erschienen wären.

So ward denn durch Gott und gute Menschen die kleine Hütte vollendet. Als sie kaum fertig war, da ritt einst der Markgraf mit seinem Jagdgefolge vorüber, sah das neue Häuslein, hielt sein Roß an und las die Sprüche über der Thür. Sein Angesicht verfinsterte sich. Er ließ das arme Weib herausrufen, und wie sie zitternd unter der Thür stand, fuhr er sie an mit den rauhen Worten: „Du alte Betschwester, wer ist der Armen Schutz in der Not?“ Da zitterte das Weib nicht mehr, sondern freute sich innerlich, daß sie um des Herrn willen geschmäht wurde. Sie sah dem Markgrafen unerschrocken in das finstere Gesicht und antwortete: „Der Herr!“ — „Dein Herr bin ich,“ rief der Fürst; „merk' dir's, alte Hexe, sonst — —!“ Damit warf er sein Roß herum und ritt vorüber. Die Witwe sah ihm nach, ging dann kopfschüttelnd in die Hütte zurück und sprach bei sich: „Es ist gut, daß noch einer über dir ist.“

Seit jener Zeit war das kleine Häuschen dem Markgrafen ein Dorn im Auge, denn er hatte bei dieser Gelegenheit erfahren, auf welche Weise es ausgebaut worden, und dachte sogleich darauf, den Bauern des Dorfes neue Frohnden aufzulegen, weil sie so gern für andere zu arbeiten schienen. Und gar Bibelsprüche waren ihm ohnehin ein Greuel, wie noch vielen Leuten heutzutage.

Indes lebte die arme Witwe viele Jahre ungestört, baute ihr Feld, arbeitete als Taglöhnerin und erzog ihre Kinder in Zucht und Gottesfurcht, so daß sie allesamt im Dorfe wohl gelitten waren. Martin war, wie schon er-

zählt worden, zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen, half ihr treulich beim Anbau des kleinen Feldes, sorgte für das Brennholz und verdiente nebenbei manchen Groschen als fleißiger Taglöhner. Aber er wurde jetzt auch häufig als Fröhner aufgeboten und kam oft tief betrübt, müde und hungrig des Abends nach Hause und klagte über die unmenschliche Härte der fürstlichen Aufseher, die besonders gegen ihn sehr strenge zu verfahren schienen. Diese Aufseher glaubten sich nämlich die Gunst des Markgrafen besonders durch große Strenge und Härte zu verdienen und mißhandelten diejenigen am meisten, von denen sie wußten, daß der Herr ihnen nicht wohlwollte. Dies war besonders bei dem Sohne der armen Witwe Brendel der Fall; denn es war in der ganzen Gegend bekannt, was der Markgraf einst zu dem Weibe vor ihrer Hütte Ungnädiges gesagt hatte.

Schon durch diese Behandlung bei der erzwungenen Arbeit wurde Martin gegen den Fürsten und seine Diener aufgebracht. Aber der Groll wurzelte noch tiefer in sein Herz ein, wenn er sah, wie das zahllose Wild ungestört seinen Acker verwüstete und so die unentbehrlichsten Lebensmittel der armen Familie vernichtete. Oft kam er am Abend tief ermüdet von der Arbeit heim und konnte sich dann doch nicht der so nötigen Ruhe überlassen, sondern ging hinaus, um während der Nacht sein Feld zu bewachen und das Wild in den nahen Wald zurückzutreiben. War es da ein Wunder, wenn der Jüngling traurig oder innerlich ergrimmt darüber nachdachte, warum es Gott also zulasse, daß der Herr des Landes statt eines milden Zepters eine schwere eiserne Rute in der Hand führe und damit

das Volk so hart schlage? Zwar suchte die Mutter den erzürnten Sohn oftmals unter Thränen zu trösten und zu besänftigen und hielt ihm das Wort Gottes vor: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!“ und die tröstliche Verheißung: „Die Frommen werden nicht zu schanden in der bösen Zeit, und in der Teuerung werden sie genug haben“; zwar mahnte sie ihn daran, daß wir um des Herrn und unseres Gewissens willen auch einer schlimmen Obrigkeit unterthan sein sollen, aber Martins Sinn war zu heftig, seine Seele zu tief verletzt durch das schreiende Unrecht, das den Bewohnern des Landes geschah; das milde Wort seiner Mutter konnte seinen Groll nicht besänftigen. Und wenn er ihr bei solchen Gelegenheiten auch nicht geradezu widersprach, so schüttelte er doch finster den Kopf und beharrte bei seiner Gesinnung. So weit war sein innerer Mensch noch nicht erneuert, daß er auch die Bösen und das Übel hätte tragen können mit Sanftmut. Er hatte noch nicht begriffen, was es heißt: Das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel verträgt und leidet das Unrecht.

## Zweites Kapitel.

# Der Wildfrevel.

Einmal des Nachts saß Martin nicht gar fern von der Hütte auf einem Feldsteine, um seinen Acker gegen das Wild zu bewachen. Ringsum war tiefe Stille, aber aus der Ferne tönte lauter Jubel durch die stille Nacht zu ihm herüber. Er wandte sein Auge nach dem hohen markgräflichen Schlosse, sah die Fenster desselben hell erleuchtet und hörte, wie das Jauchzen von dorther sich von Zeit zu Zeit wiederholte. Sein Auge verdüsterte sich bei diesem Anblicke, seine Stirn legte sich in Falten. Er ward innerlich betrübt, wie er so die Armut seiner Familie mit dem Glanze und Wohlleben der fürstlichen Hofhaltung verglich. Zwar beneidete er die hohen Herren nicht um ihr glänzendes Leben, aber es that ihm wehe, daß seine Mutter und seine drei kleineren Geschwister nicht einmal Brot hatten, um ihren Hunger zu stillen, während drüben auf dem Schlosse täglich glänzende Mahlzeiten gehalten und die Nächte beim besten Wein verjubelt wurden. Er dachte daran, daß es Zeit sei, die Steuer wieder zu bezahlen, und wußte nicht, woher er das Geld nehmen werde. Er wurde immer finsterer, und es gingen selbst arge Gedanken durch seinen Sinn, aber glücklicherweise unterdrückte er diese sogleich wieder.

Lange saß er noch so da in tiefen Gedanken. Siehe, da regte es sich am Saume des Waldes, und ein Rudel

Rehe brach aus demselben hervor und begann, auf dem nahen Felde zu weiden. Martin hielt sich ganz stille. Das Wild war übrigens nicht gewohnt, von den Feldern verscheucht zu werden, und so war selbst die bloße Gegenwart eines einzelnen Menschen nicht hinreichend, um es zur Rückkehr in den Wald zu bewegen. Hirsche und Rehe näherten sich nicht selten dem Brendelschen Häuschen bis auf wenige Schritte.

Martin sah dem verheerenden Wilde einige Augenblicke schweigend zu, aber da er schon vorher in gereizter Stimmung war, so stieg sein Unmut jetzt aufs höchste. „Ist's denn ganz und gar auf unser Verderben abgesehen?" sagte er und ergriff einen gewichtigen Stein, welcher neben ihm am Boden lag, schleuderte ihn mit der ganzen Gewalt seines Zornes mitten in die Herde der weidenden Rehe, und der ganze Rudel stob auseinander und eilte in wilder Flucht in den Wald zurück.

Aber der Wurf war kaum gethan, als ein lauter, pfeifender Ton, wie ihn das Reh in der Angst oder im Schmerze ausstößt, an das Ohr des Jünglings schlug. Schnell eilte Martin zur Stelle, und seine Bestürzung war außerordentlich, als er wirklich ein Reh zu seinen Füßen liegen sah. Der schwere, mit aller Kraft geschleuderte Stein hatte es an den Kopf getroffen, das Blut, oder wie die Jäger es nennen, der Schweiß, rann ihm aus Maul und Nase, und mit einigen Zuckungen verendete das Tier.

Den Jüngling überfiel eine tödliche Angst bei diesem Anblicke. Er kannte ja die schwere Strafe, welche der Markgraf auf einen solchen Frevel gesetzt hatte. Er wußte

sich nicht zu raten, noch zu helfen. Ängstlich schaute er sich ringsum — er konnte in der Dunkelheit niemand erblicken. Er hielt den Atem an und lauschte — kein Fußtritt, keine Stimme ließ sich hören, nur von dem Schlosse herüber klang noch der Jubel der schwärmenden Zecher. Da hob er rasch das tote Reh vom Boden auf, warf es über die Schulter und eilte mit solcher Angst nach der Hütte, als gelte es, einem Verfolger zu entfliehen, der ihm schon auf der Ferse sei. Er weckte die schlafende Mutter auf und erzählte ihr den unglücklichen Zufall. Auch diese geriet in die tiefste Bestürzung, sie weinte, sie wußte sich nicht zu helfen.

Als der Sohn die Thränen seiner Mutter sah, ermutigte er sich selbst wieder etwas mehr und tröstete sie damit, daß er ja nicht die Absicht gehabt habe, das Wild zu töten, und daß er wohl von niemand bemerkt worden sei und so der Vorfall vielleicht verborgen bleibe. „Mutter," sagte er endlich, „es scheint fast, als habe uns Gott selbst dieses Wildbret geben wollen, damit wir, wenn es gelingt, dasselbe heimlich verkaufen und unsere Steuer bezahlen können, die in diesen Tagen fällig wird."

Die Mutter war nicht der Meinung des Sohnes; sie schüttelte kummervoll das Haupt, sagte aber kein Wort, um ihren Martin nicht zu tief zu betrüben oder zu sehr zu ängstigen. Die Sache war einmal geschehen, und um größeres Unheil zu verhüten, mußte man sie so gut als möglich zu verheimlichen suchen. Sie rief Gott an, daß er das Geschehene nicht zum Anlasse eines Unglückes für ihr Haus werden lassen möchte.

Zur Stunde noch weidete Martin das Reh aus, ver-

grub die Eingeweide tief unten in den Düngerhaufen, legte es sodann in die Grube, welche statt eines Kellers diente, und bedeckte es mit Laub und allerlei anderen Dingen. Die Mutter aber wusch die Blutspuren vom Boden und reinigte die besudelten Gegenstände, so gut es gehen mochte. Hierauf eilte Martin wieder zu der Stelle, wo das Reh zusammengestürzt war, um auch dort nach Möglichkeit jede Spur zu verscharren. Schlaflos und von mancherlei schweren Gedanken gequält, brachten beide den Rest der Nacht zu.

Früh am Morgen schritt ein markgräflicher Jäger über das Feld, die Büchse über der Schulter; voran lief ein hübscher Spürhund. Jenes rätselhafte Ding, das wir Menschen in unserer Kurzsichtigkeit gewöhnlich Zufall nennen, wollte, daß er gerade den Weg über das Feld in der Nähe der Brendelschen Hütte nahm. Die Nase am Boden, lief der Hund voraus. Der Jäger spannte den Hahn und hielt sich schußfertig, weil er glaubte, der Hund habe die Witterung von einem Hasen. Auf diese Weise wurde er zu der Stelle geführt, die der Leser bereits kennt. Martins Fußstapfen waren natürlich nicht verwischt, ja selbst der Schweiß des Rehes war an einigen Flecken noch sichtbar, und das scharfe Auge des Jägers bemerkte sogar einige Haare des Tieres am Boden. Sein Gesicht glühte vor Zorn. Eilenden Schrittes verfolgte er die Fußstapfen, und diese führten ihn natürlich zur Hütte. Der Hund war schon in dieselbe vorangelaufen. Das Weib hatte ihn erblickt, ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, sie zitterte und ward bleich wie eine weiße Wand. So traf sie der eintretende Jäger und las die Schuld gleichsam schon auf

ihrem Gesichte. Eben trat Martin aus der Stube, und auch er konnte sein Erschrecken nicht bergen. Mit einem höhnisch grinsenden Lächeln betrachtete der Jäger die beiden und sagte: „Was ist euch? ihr seht so verstört und erschrocken aus, als ob euch etwas Arges begegnet wäre. Fürchtet ihr euch vor einem treuen Diener eures Herrn?“ Er schwieg, und auch weder Martin noch seine Mutter sprachen ein Wort. Sie waren verwirrt, denn des Jägers Blick und Ton weissagten ihnen nichts Gutes.

Während die drei auf der Hausflur standen, war der Hund in die Küche gelaufen und schnupperte um die Grube her, in welcher das Reh verborgen war. Der Jäger sah es von fern und sagte: „Schau hin, Martin Brendel, mein Hund hat wohl schon gefunden, was ich suche. Geh hin, hole das Wildbret hervor, das du in dieser Nacht heimgebracht hast.“

Martin erblaßte noch tiefer, seine Mutter schlug die Hände zusammen und weinte laut. „Herr Jäger,“ rief sie, „wir sind unschuldig!“

„Unschuldig?“ schrie dieser, noch mehr erbost darüber, daß Martin sich nicht von der Stelle bewegte. „Ihr seid unschuldig? Kennt ihr meines Herrn Befehl, daß kein Mensch sich unterstehe, ein Wild zu beschädigen oder zu erlegen? Wisset ihr nicht, welche schwere Strafen auf die Wilddieberei gesetzt sind? O ich weiß nun, wodurch ihr euch so gut ernährt; ich weiß auch, warum diese Hütte so weit im Felde steht. Ich hatte schon längst den Verdacht, daß Euer Sohn ein Wilderer sei; nun bin ich so glücklich, mich davon zu überzeugen.“

„Herr Jäger,“ sagte Martin trotzig, „ich bin kein

Wilderer und habe meinem Herrn noch nie ein Wild beschädigt.“ Und die Mutter flehte, er möge sie nur anhören, sie wolle ihm den Hergang der Sache erzählen. Während sie dieses that, holte Martin das ausgeweidete Reh und legte es dem Jäger zu Füßen.

„Da seht es an,“ sprach er, „und überzeugt Euch, daß es weder durch einen Schuß getötet, noch in einem Garn gefangen worden. Wie meine Mutter Euch berichtet, also hat sich's zugetragen.“

Aber jener wollte nichts davon hören; er sagte: „Und wenn es auch so wäre, so wäre dies schon ein Verbrechen; aber daß du ein Wilddieb bist, ist schon dadurch bewiesen, daß du das Reh nicht auf das Schloß gebracht, sondern ausgeweidet und verborgen hast. Doch deine Strafe soll dir werden nach Verdienst.“

Damit befahl er dem Jünglinge, das Reh auf die Achsel zu nehmen und ihm zu folgen. Da half kein Bitten der Mutter, keine Beteurung des Sohnes, da halfen keine Thränen; und als gar Martin sich weigern wollte, dem Befehle des Jägers Folge zu leisten, schwur dieser, daß er und die ganze Familie mit den härtesten Strafen belegt werden sollten, wenn er nicht augenblicklich ihm folge.

Jetzt bat die Mutter den Sohn, sich nicht länger zu widersetzen, und rief mit Thränen: „Geh, Martin, geh! Der Herr wird uns nicht verderben lassen, sondern deine Unschuld an den Tag bringen und das Herz des Herrn Markgrafen erweichen.“

Der Jäger lachte boshaft. Martin warf das Reh auf die Schulter und folgte jenem mit finsterem Gesichte. Händeringend sah ihm die Mutter nach.

In der Nähe des Schlosses arbeiteten Fröhner an einem neuen Wege. „Was Neues?“ fragte der Aufseher den Jäger. „Ein Wilddieb!“ rief dieser zurück, und unter den Arbeitern entstand ein ängstliches Gemurmel. Sie kannten fast alle den Martin Brendel, und es war niemand, der ihn nicht im Herzen bedauerte.— Das Gerücht, daß ein Wilderer eingebracht werde, verbreitete sich schnell bis auf das Schloß, und als Martin mit dem Jäger in den Hof trat, war schon das ganze Gesinde in Bewegung, um den Frevler zu beschauen. Hier waren aber wenige, welche den Jüngling bedauerten; die Grausamkeit und Gefühllosigkeit des Herrn hatten sich auch der Dienerschaft mitgeteilt. Man freute sich hier, einmal wieder etwas besonderes Neues zu erleben.

Der Lärm im Schloßhofe hatte auch den Markgrafen ans Fenster gezogen. Er war eben erst aufgestanden. Auf seinem Gesichte zeigte sich schon die üble Laune, wie denn Leute, welche den größten Teil der Nacht beim Trunke verjubelt haben, am Morgen selten guter Laune sind.

„Was giebt's, Kaspar?“ rief er herab.

„Einen Wilddieb hab' ich erwischt, gnädiger Herr.“

Martin sah, wie sich das Gesicht des Markgrafen noch mehr verfinsterte, aber dennoch verlor er den Mut nicht ganz; er glaubte, der Herr werde sich noch eher von seiner Unschuld überzeugen lassen, als der Diener. Aber seine Hoffnung sank gänzlich, als er auf einen Wink des Fürsten vor diesen geführt wurde. Im höchsten Zorne schnaubte ihn der Markgraf an. Martin verteidigte sich bescheiden, aber Kaspar stellte den Jüngling dar, als ob er den Wilddiebstahl längst wie ein Geschäft betreibe.

„Ist das die Frömmigkeit, die unter eurem Dache wohnt?“ schrie der Markgraf. „Du sollst es büßen, abgefeimter Dieb, und deiner Mutter, der schlechten Heuchlerin, will ich zeigen, wer ihr Herr ist.“

„Herr Markgraf,“ sagte Martin innerlich empört, aber doch ruhig, wenn auch nicht ohne Trotz, „thut mit mir, wie es Euch gefällt, obgleich ich unschuldig bin, aber meine Mutter müßt Ihr nicht verunglimpfen.“

Die Worte und das Benehmen des Jünglings brachten den Fürsten in Wut. „Hinaus mit ihm!“ schrie er außer sich vor Zorn; „auf dem Schloßhofe vor meinen Augen laßt ihn durch die Hunde zerreißen. —“ Und Martin wurde abgeführt, ohne daß er eine Miene veränderte. Der Markgraf ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Sein Zorn über den jungen trotzigen Menschen kannte keine Grenzen. Er war gewohnt, daß jedermann vor ihm zitterte, und dieser Sohn des ärmsten Weibes hatte nicht vor ihm gezittert, er hatte es sogar gewagt, ihm zu widersprechen. Er konnte sich darob kaum fassen.

Im Hofe wurde schon das Gebell der Hunde laut, welche den armen Jüngling zerreißen sollten. Da eilte der Markgraf plötzlich ans Fenster und rief hinab: „Haltet ein! führet ihn in den elendesten Kerker; ich will aller Welt ein anderes Beispiel an ihm geben, wie sie schon lange keines mehr gesehen.“

Damit schlug er das Fenster wieder zu, und mit Martin Brendel geschah, wie er befohlen hatte.

Drittes Kapitel.

## Die Strafe des Wilderers.

Am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß des Markgrafen stand, breitet sich ein weites, grünes Thal aus, fast könnte man es eine kleine Ebene nennen. Die Höhen gegenüber sind jetzt wohl angebaut, aber da, wo sich in unseren Tagen die schönsten und fruchtbarsten Felder ausbreiten, stand in jener Zeit ein prächtiger Wald, den die Axt nicht berühren dürfte, weil der Fürst in demselben das Edelwild hegte.

Über die Wipfel dieses Waldes stieg am zweiten Morgen nach Martin Brendels Gefangennehmung die Sonne glänzend herauf und warf ihre Strahlen so feurig auf die Türme, Mauern und Fenster des Schlosses, daß dieses wie vergoldet erschien. Auch der Turm, in welchem Martin gefangen saß, strahlte hell in diesem goldenen Lichte der Morgensonne; aber der Jüngling sah keinen Lichtstrahl, sein Kerker war tief in der Erde, dunkel und feucht. Nur zweimal vier und zwanzig Stunden hatte seine Gefangenschaft gedauert, aber diese kurze Zeit schien ihm da unten eine lange Ewigkeit zu sein. Er war ja gewöhnt an die frische, freie Himmelsluft und an den hellen Sonnenschein, da unten aber mußte er beides gänzlich entbehren. Er wußte nicht, wann der Tag anbrach, nicht, wann die Nacht kam. Heute aber mochte er wohl merken, wann der Morgen gekommen; denn ganz frühe schon er-

hob sich auf dem Schloßhofe gewaltiges Getöse, das wie ein ferner Donner in die Tiefe seines Gewölbes hinabtönte. Er vermutete nicht ohne Grund, daß heute etwas ganz Besonderes vorgehe — vielleicht mit ihm selbst. Was lag ihm daran? Ihm war alles recht, was man mit ihm anfangen würde, nur da unten in dem finsteren Loche hätte er nicht elendiglich verkommen mögen.

Während Martin in seinem Kerker auf das Getöse über ihm horchte, während die Rosse den Boden des Schloßhofes ungeduldig stampften und mancherlei Zurüstungen gemacht wurden, hatte sich unten in dem weiten, grünen Thale eine zahllose Menge Volkes versammelt. Voll Erwartung waren alle Augen hinauf nach dem Schloßthore gerichtet, und von Mund zu Mund hörte man den Namen: Martin Brendel. Ihm galten heute alle jene Zubereitungen, seinetwegen hatte sich das Volk versammelt. Die Strafe, welche der Markgraf über ihn ausgesprochen, sollte noch in dieser Stunde an ihm vollzogen werden. Der grausame Herr wollte, wie er gesagt, allem Volke ein abschreckendes Beispiel vor Augen stellen, damit niemand es ferner wage, einen Wildfrevel zu begehen, noch viel weniger ihm selbst mit trotziger Rede gegenüber zu treten.

Und um dieses furchtbare Schauspiel zu sehen, war das Volk von allen Seiten herbeigeströmt. So sind die Menschen leider! Ihre Neugier ist nicht zu zähmen, und wenn ein solches Schauspiel das Herz zerreißt, sie kommen doch, um es anzuschauen, ja es ist ihnen um so lieber, je gräßlicher es ist. Das macht dem Herzen des Menschen keine Ehre, am wenigsten dem eines Christen.

Auch die Bewohner des Dorfes, in welchem Martin geboren und erzogen war, hatten sich da eingefunden; aber es muß zu ihrer Ehre gesagt werden, daß mehr das Mitleid, als die Neugier sie hergeführt. Da war kein Mensch, der den armen Martin und seine Mutter nicht tief bedauerte, aber niemand hatte den Mut, seine Thränen sehen zu lassen oder ein Wort des Mitleids über den Jüngling zu sprechen. Es war sieben Uhr. Ein Gemurmel lief durch die Volksmenge. Alles kam in Bewegung, denn siehe, eben that sich das Schloßthor auf, und aus demselben kam ein langer Zug herab in das Thal. Voran gingen vier Jäger, die führten einen großen, stattlichen Hirsch mit hohem Geweih. Geschickt hielten sie das starke, wilde Tier fest und zwangen es, ruhig mit ihnen den Schloßhügel herabzugehen. Dann folgten wohlbewaffnete Soldaten, in ihrer Mitte Martin Brendel mit gefesselten Händen. Er stieg festen Schrittes den Schloßweg hinab, und auf seinem Gesichte war keine Todesfurcht zu lesen; aber der Ernst lag darauf wie ein tiefer Schatten. Er dachte an Mutter und Geschwister, an Gott und Ewigkeit. Dann aber zeigte sich in seinem Auge und in seinen Zügen auch der Groll, ein tiefer, glühender Haß gegen die, welche ihn so ungerecht zum grausamen Tode verdammt hatten. Sein innerer Mensch war noch nicht so weit gediehen, daß er alles hätte vergeben und, wie der Herr, in Todesnot hätte rufen können: Vater, vergieb ihnen! Es kostet dem Menschenherzen viel Kampf, bis es die Worte begreift: Liebet eure Feinde.

Hinter den Soldaten, welche Martin in ihre Mitte genommen hatten, folgte der Markgraf selbst mit einigen

Edelleuten und einer zahlreichen Dienerschaft, alle hoch zu Roß und gerüstet wie zum fröhlichen Jagen. Der Markgraf blickte finster über die Menge des Volkes hin. Wer ihn sah, erschrak, und denen, welche eben noch ein Wort des Mitleides über den armen Jüngling sprachen oder sprechen wollten, erstarb dies Wort auf der Zunge. Es waren Tausende da versammelt, und doch herrschte ringsum wahre Todesstille.

Als der Zug im Thale angelangt war, schlossen die Jäger und die Soldaten einen Kreis um Martin und den Hirsch. Wenige Schritte von diesem Kreise entfernt, hielt der Markgraf mit seinem Jagdgefolge, damit er bequem zusehen könne, wie der Jüngling auf den Hirsch geschmiedet werde. Denn das sollte mit ihm geschehen. Es war nämlich in jenen Zeiten eine nicht ungewöhnliche Strafe der Wildschützen, daß sie auf einen Hirsch gebunden und mit den Händen durch eiserne Bande an das starke Geweih des Tieres angeschmiedet wurden. Darauf ließ man das Wild laufen, das dann mit seiner ungewohnten Last wie rasend über Berg und Thal, durch Wald und Dornen rannte, bis es selbst tot niederstürzte. Glücklicher Weise ist diese im höchsten Grade unmenschliche Grausamkeit, welche man damals Gerechtigkeit nannte, in unseren Tagen abgeschafft. Der siegende Geist des Christentums hat nicht nur die Herzen, sondern auch die Gesetze menschlicher gemacht und veredelt.

Martin war schon gebunden, der Hirsch von allen Seiten eingeengt und festgehalten. Daneben stand der Schmied, die beiden Bänder in der Hand, womit die Arme des Unglücklichen gerade am Knöchel oberhalb der Hand an

das Geweih geschmiedet werden sollten. Da entstand auf einer Seite in der Menge der Zuschauer eine neue Bewegung. Die Masse teilte sich, und hervor trat die Witwe Brendel, ihre drei kleineren Kinder an der Hand, zwei Mädchen von neun bis elf und einen Knaben von höchstens fünf oder sechs Jahren. Sie war bisher noch in einiger Entfernung geblieben und hatte immer gehofft, es werde der Gnadenruf aus dem Munde des Markgrafen selbst ergehen; sie konnte nicht glauben, daß man einen Unschuldigen, den Sohn einer armen Witwe, so grausam und gräßlich zu Tode martern werde. Nun aber sah sie, daß es mit der Strafe furchtbarer Ernst werden sollte, sie gewahrte auf dem Gesichte des Fürsten noch kein Zeichen von Milde. Da drängte sie sich mit ihren Kindern eilend durch die Menge, die ihr Platz machte. Martin sah seine Mutter noch nicht, aber er hörte sie und die Kinder laut weinen, und jetzt trat auch ihm die erste Thräne ins Auge. Doch er biß die Zähne zusammen, schaute gen Himmel und weinte nicht.

Des Markgrafen Gesicht verfinsterte sich noch mehr, als er das Weib mit den Kindern sah. Sie aber achtete darauf nicht, sondern trat hinzu, warf sich samt den drei Kindern weinend vor dem Pferde des Markgrafen nieder und rief so laut, als es ihre von Thränen erstickte Stimme zuließ: „Gnade, Herr Markgraf, Gnade!“

„Weib, was willst du von mir?“ rief jener. „Deinem Buben widerfährt, was Rechtens. Er hat mein Gebot übertreten und noch bösen Trotz bewiesen. Ich will an ihm ein Exempel geben, wie ich solche Frevel strafe, auf daß keiner sich eines ähnlichen unterstehe.“

„Gestrenger Herr," entgegnete die Witwe, „mein Sohn ist unschuldig an dem, des er beschuldigt worden."

„Wirst du schweigen, alte Lügnerin!" donnerte der Fürst. „Die Schuld des Buben ist sonnenklar erwiesen."

Das arme Weib wußte wohl, daß sie jetzt nicht mehr widersprechen dürfe, wenn sie den Zorn des Fürsten nicht aufs äußerste reizen wollte. Daher sprach sie in demütigem Tone: „Ach lieber Herr, wenn mein Sohn auch schuldig ist, so seid wenigstens doch barmherzig. Lasset Gnade für Recht ergehen, und strafet ihn uns nicht so entsetzlich hart. Sehet, ich bin eine arme Witwe, und diese drei Kinder sind hilflose Waisen. Was sollen wir anfangen, wenn Ihr den tötet, der uns ernähren soll? Seid barmherzig, Herr Markgraf! Strafet ihn und uns auf andere Weise, nur laßt ihn leben. Sehet, wir alle wollen Euch dienen unser lebenlang wie Knechte und Mägde; was Ihr befehlen werdet, wollen wir thun und dabei täglich Gott für Euch bitten, daß er Euch gesund und glücklich erhalte und Euch einstens selig mache."

„Ha! alte heuchlerische Betschwester!" rief er, „kommst du wieder auf deinen gewöhnlichen Ton? Singst du dein altes Lied? Fort mit dir! Ich will deine Litanei nicht hören, ich bedarf deines Gebetes nicht. Über der Thür deiner Hütte stehen Bibelsprüche, aber drinnen wohnt Diebsgesindel. Alte Diebshehlerin, ich kenne deine Frömmigkeit. Ich bin noch allzu gnädig gegen dich, denn du hättest dein Leben verwirkt wie dein Bube."

„Ach Herr," sagte die Witwe schnell, „so strafet mich und gebt meinen Martin frei, daß er für diese Kinder sorge."

„Meinst du?“ rief der Markgraf höhnisch. „Du irrst, Weib. — Und nun packe dich fort, oder ich lasse die Hunde an dich hetzen.“

„Thut es, Herr,“ sprach die Mutter, „nur laßt meinen Martin nicht auf den Hirsch schmieden.“

„Aha!“ spottete der Fürst, „weißt du nun, wer dein Herr ist, und wer dir helfen könnte in der Not?“

Die Witwe, welche sogleich erkannte, daß dies in Beziehung auf den Spruch über ihrer Hausthür gesagt sei, antwortete: „Ich habe all meine Lebtage noch vor niemand geknieet, als vor meinem Gott; aber sehet, ich kniee vor Euch und bitte um Gnade und Barmherzigkeit, nicht für mich, sondern für mein Kind. Ja, Ihr seid auf Erden mein Herr, und ich ehre Euch als die Obrigkeit, von Gott über uns geordnet. Ihr sollt Recht sprechen an Gottes Statt, übet aber auch Gnade und Erbarmen wie er, wenn Ihr wünschet, daß Gott sich einstens Euer erbarme.“

In den Ohren des Fürsten war dies wieder eine harte Rede, und er rief zornig: „Schaffet das unverschämte Weib und ihre heulende Brut fort, oder ich reite sie nieder.“

Schon wollten einige Diener sich nahen, aber die Witwe warf sich im höchsten Schmerze vor das Pferd, also daß ihr Kopf beinahe die Hufe desselben berührte. „Herr Markgraf,“ jammerte sie, „lasset die Hufes Eures Rosses mich zertreten, aber gebt meinen Sohn los. Und wollet Ihr nicht, so reitet zu, damit ich vor ihm sterbe und sein schreckliches Ende nicht mit ansehen muß.“

Martin hatte das alles mit angehört, obgleich er seine Mutter nicht gerade sehen konnte. Als er ihren letzten Jammerruf hörte, war er außer sich vor Schmerz. Er

rief laut: „Mutter, Mutter, erniedrigt Euch nicht so tief. Er hat ein Herz von Stein. Lebt wohl, Gott wird uns rächen.“

Das Volk umher, das sich der Thränen nicht erwehren konnte, war still wie das Grab; jetzt aber tönte in den hintersten Reihen der Ruf: Gnade! Der Markgraf erhob sich im Steigbügel und schaute mit einem furchtbaren Blicke umher. Er sprach kein Wort, aber er bebte vor Zorn. Auch das Volk verstummte wieder.

„Auf den Hirsch mit ihm!“ schrie er sodann, und die Jäger ergriffen den Jüngling, legten ihn auf das Wild und banden ihn fest. Schon hörte man die Hammerschläge, mit denen der Schmied die Nägel an den eisernen Bändern festnietete. Auch die Mutter hörte diesen furchtbaren Ton. Sie erhob sich. Sie weinte nicht mehr, sie starrte den Markgrafen an, reckte die Hand gegen ihn aus und rief in einem Tone, der dem Volke durch Mark und Bein ging: „Herr Markgraf, sein Blut komme über Euch! Irret Euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten. Vor seinem Richterstuhl will ich Euch einst verklagen; ja, er wird uns rächen!“

Alle, die es hörten, erstarrten. Der Markgraf aber ließ diesmal seinem Zorne nicht freien Lauf, und obgleich es in seinem Inneren kochte, so zwang er sich doch zu lächeln. Er gab seinen Dienern einen Wink, das Weib nach dem Schlosse zu führen. Die unglückliche Mutter wurde fortgerissen, die drei heulenden Kinder aber mit Peitschenhieben von ihr getrieben. Martin sah und hörte davon nichts mehr. „Halt' aus!“ rief seine Mutter noch einmal laut, „halt' aus! der Herr ist bei dir!“ Jetzt ließ

sie sich fortzerren den Schloßweg hinauf. Ihre Kniee wankten. Als sie eine kleine Strecke vorwärts gegangen, oder vielmehr geschleppt war, hörte sie hinter sich ein Getöse. Sie schaute um, der Markgraf hatte die Hand erhoben, der Kreis der Jäger und Soldaten war geöffnet, und der Hirsch, mit ihrem Sohne auf dem Rücken, jagte in rasender Eile davon. Besinnungslos sank sie zusammen.

Die Jäger aber bliesen im Thale auf ihren Hörnern, und der Marggraf wandte sich zu den Edelleuten und zu seinem Gefolge und sprach: „Nun laßt uns reiten zur Jagd. Wir wollen sehen, ob wir ihn heute noch treffen." Langsam ritten sie dem Walde zu, aber das erschrockene Volk sah ihnen zähneknirschend nach und ging weinend auseinander.

Viertes Kapitel.

## Der glückliche Schuß.

Der Hirsch, auf dessen Rücken der unglückliche Jüngling lag, konnte sich seiner Freiheit nicht erfreuen. Dieses edle und stolze, aber auch scheue Tier des Waldes war ja nie gewohnt, seinen Rücken durch irgend etwas beschwert zu fühlen. Das Roß im gezähmten Zustande hebt erst recht stolz das Haupt, wenn es den Reiter auf sich fühlt; das wilde, noch unberührte Roß auf der Weide aber gebärdet sich wie rasend, wenn der kühne Reiter sich zum erstenmal auf seinen Rücken schwingt. Es schlägt aus, steigt schnaubend in die Höhe, wirft sich zur Erde, um sich der ungewohnten Last zu entledigen; und wenn ihm dies nicht gelingt, so jagt es unaufhaltsam über die weite Steppe dahin, bis es ermattet zusammensinkt.

Auf ähnliche Weise gebärdete sich jener Hirsch, das noch weit furchtsamere Tier. Trotz seiner nicht leichten Bürde rannte er mit erhobenem Kopfe und zurückgelegtem Geweihe windschnell davon. Er suchte den Wald zu erreichen. Da war kein Bach, kein Graben zu breit; da war kein Strauch zu hoch, kein Felsstück zu groß — über alles setzte das furchtbar geängstigte Tier hinweg.

Martin lag da, das Angesicht gen Himmel gekehrt. Die Sinne drohten ihm zu vergehen ob der Schnelligkeit, mit welcher er dahingetragen wurde. Die Hügel neben ihm, die Bäume über ihm und selbst der Himmel mit den

einzelnen Wölkchen: alles schien in rasender Flucht an ihm vorüber und über ihm hinzufliehen. Bisweilen sah er nichts als den leeren blauen Himmel, dann wieder flog jeden Augenblick ein anderer Gegenstand an seinen Augen vorüber. Oft schloß er dieselben, um nichts mehr zu sehen. Denken konnte er ohnehin nichts mehr; sein Gehirn brannte wie im Fieber. Wenn er aber die Augen öffnete und den Himmel über sich erblickte, da hatte er doch noch einen Gedanken, und sein Schmerz machte sich einmal Luft in dem lauten Ausrufe: „Mein Gott, mein Gott, warum? — Der Hirsch hörte die menschliche Stimme, fühlte die Bewegung des Gefesselten, und von neuem in noch größere Furcht versetzt, eilte er dahin.

Ich sage, Martins Schmerz habe sich Luft gemacht. Es war nicht bloß Schmerz der Seele, sondern auch des Körpers. Die außerordentlich schnelle Bewegung auf dem ebenen Felde und auf den Wiesen des Thales verursachte ihm zwar keinen Schmerz, denn solche Bewegung ist immer sanft; aber wenn der Hirsch über einen Graben oder ein Felsstück hinwegsetzte, empfanden alle seine Glieder den unsanften Stoß. Der Hirsch, welcher sich durch die Bande, die sein Geweih an die Arme des Jünglings schlossen, in der freien Bewegung des Kopfes und des Nackens gehindert fühlte, suchte den Kopf bald vorwärts zu biegen, bald warf er ihn zurück und schüttelte ihn heftig. Bei jeder dieser Bewegungen war es dem Jünglinge, als würden ihm die Arme ausgerissen oder an den Handgelenken abgebrochen. Warf der Hirsch plötzlich das Geweih zurück, so stießen ihm die Zacken oder Enden desselben ins Gesicht. Und vor keiner Verletzung dieser Art

konnte er sich schützen, keine dieser ihm so schmerzhaften Bewegungen konnte er verhindern, keiner ausweichen.

Ehe noch das also gehetzte Wild den Wald erreicht hatte, rann schon das Blut an Martins Armen stromweise herab. Im Walde aber sollte seine Qual erst den höchsten Grad erreichen. Bergauf, bergab floh das Tier ohne Rast und Aufenthalt, und wenn es einen Augenblick nachließ in dieser wilden Flucht, so war es nur, um zu versuchen, ob sich die quälende Last nicht an einem Baume abstreifen ließe. Da dies natürlich nicht gelang, so rannte es von neuem davon. Die Äste der Bäume und die Zweige des Gesträuches peitschten unaufhörlich des Jünglings Gesicht. Die spitzigen Dornen zerrissen ihn gräßlich. In Fetzen hingen seine Kleider herab, sein Blut floß aus unzähligen Wunden. Dazu gesellte sich noch ein brennender Durst, um das Maß seiner Leiden voll zu machen. Der ungeheure Schmerz betäubte ihn endlich. Er konnte nur noch einen Wunsch ausdenken, den, daß es schnell mit ihm aus sein möchte. Er schrie laut zu Gott um Erlösung durch den Tod. Allmählich schwand seine Besinnung. Er fühlte, wie der Tod sich nahe, wie tiefer Schatten seine Augen bedeckte. Er konnte keinen Laut mehr hervorbringen, aber er dankte Gott in seinem Herzen und befahl ihm seine Seele. Seine Schmerzen hatten ein Ende.

Der Hirsch aber hatte noch keine Ruhe, er konnte den leblosen Körper ebensowenig abschütteln, als den lebenden. Immer noch rannte er vorwärts, aber auch seine Kraft begann allmählich zu ermatten. Auch ihn quälte der fürchterlichste Durst. War es auch ein Wunder? Mehrere Stunden lang war er mit seiner ungewohnten

Last in rasender Hast durch Feld und Wald, über Berg und Thal geflohen, noch mehr geängstigt, als wenn alle Hunde des Markgrafen hinter ihm her gewesen wären. Bei der ungemeinen Schnelligkeit dieses Tieres kann man sich denken, daß der Weg, welchen es zurückgelegt, nicht kurz war. Es war nicht mehr fern von der Grenze des Landes, wenigstens fünfzehn Stunden von dem markgräflichen Schlosse entfernt. Dort brach es noch einmal, seine letzte Kraft anstrengend, mit Gewalt durch das Dickicht. Vor ihm lag ein Teich in einem waldigen Thale. Auf diesen eilte es zu, und um die brennende Hitze zu kühlen, die es fast verzehrte, wollte es sich eben in das Wasser stürzen. Da fiel ein Schuß, und in die Brust getroffen, stürzte der Hirsch hart am Rande des Teiches tot danieder.

Ein Jäger war nämlich kurz zuvor aus dem Walde getreten und wandelte langsam am Ufer des Teiches herauf, als der Hirsch eben auf der andern Seite aus dem Dickicht hervorbrach. Mit Staunen und Schrecken bemerkte er den menschlichen Körper auf dem Rücken des Tieres. Da galt es nicht langes Besinnen. „Gott stehe mir bei und lenke die Kugel gut!“ Das war sein Gedanke. Rasch legte er an, und wir haben gesehen, wie Gott seinen Wunsch erfüllte.

Er eilte an die Stelle, wo der Hirsch lag, und sah mit Betrübnis, daß sich in dem zerissenen und blutenden Körper des Jünglings kein Leben mehr regte. Er schöpfte Wasser und wusch ihm das Gesicht. Aber dieses war durch die Dornen und die Enden des Hirschgeweihes übel zugerichtet und aufgeschwollen. Er öffnete das zerfetzte

Wams und goß Wasser auf die Brust. Vergeblich. Und dennoch glaubte er, es könne noch Leben in dem jungen Menschen sein. Da that schnelle Hilfe not. Aber die eisernen Bande konnte der Jäger nicht lösen ohne die nötigen Werkzeuge. Flugs eilte er fort. Fast eine Stunde verging, ehe er wiederkam. Er hatte eine Feile, einen Hammer und eine Zange bei sich, kniete nieder, feilte schnell, aber behutsam die beiden Bänder durch und öffnete sie mit Hammer und Zange. Martins Arme waren los, aber der Jäger schauderte bei ihrem Anblicke. Bis auf die Knochen und die Sehnen war das Fleisch an mehreren Stellen weggeschunden.

Jetzt lud er ihn auf die Schulter und trug ihn fort. Er ging eine Strecke durch den Wald bis an einen breiten Fahrweg. Dort stand ein Karren, auf welchem Stroh und ein Teppich lagen. Das Pferd war an einen Baum gebunden. Behutsam legte er den Körper darauf, dann eilte er noch einmal an den Teich, schleppte auch das tote Wild herbei, lud es mit auf und fuhr rasch davon.

## Fünftes Kapitel.

# Die Försterfamilie.

In einem hellen, geräumigen Zimmer lag Martin Brendel im Bette. Er war vom Blute gereinigt, seine Wunden zum Teil verbunden, zum Teil nur mit Pflaster bedeckt. Sein zerrissenes und aufgeschwollenes Gesicht sah entsetzlich aus. Der Jäger und seine Frau waren emsig um ihn beschäftigt, denn noch hatten sie kein Zeichen des wiederkehrenden Lebens an ihm wahrgenommen. Die Brust hob sich nicht, durch die Lippen ging kein Atemzug. Und doch war es schon am andern Morgen. Die beiden menschenfreundlichen Leute waren nahe daran, die Hoffnung aufzugeben und von ihren Belebungs-Versuchen abzustehen.

Da trat ein junges, hübsches Mädchen in das Zimmer, das hatte eine Flaumfeder in der Hand und fragte: „Lebt er noch nicht?“

„Nein, Dorothea,“ sagte die Frau, „alle unsere Mühe ist vergebens; er wird eben tot sein.“

„Ein Wunder ist's nicht,“ sprach der Mann; „denn wer unter solcher Marter nicht stirbt, der muß ein zähes Leben haben. Ein Wunder wär's, wenn er noch lebte.“

„Wollt ihr es nicht mit der Feder versuchen?“ sagte das Mädchen, ohne näher an das Bett zu treten.

„Gieb sie her,“ antwortete die Försterin, und Dorothea reichte ihr die Flaumfeder hin. Dabei blickte sie in

das entstellte Gesicht des Jünglings, wandte sich schaudernd ab und sagte: „Er muß ein arger Verbrecher gewesen sein, weil er solche entsetzliche Strafe erleiden mußte und Gott so Schreckliches über ihn ergehen ließ."

Jene erwiderte: „Dorothea, du urteilst zu schnell. Es ist nicht gerade jede Strafe dem Vergehen angemessen, und es haben schon gar viele Menschen unschuldig leiden müssen."

„Ganz unschuldig war der einmal nicht," sagte der Förster, „jedenfalls war er ein Wilddieb. Freilich ist diese Strafe sehr hart, aber die Leute sollen auch das Wildbret ungeschoren lassen, es geht sie nichts an."

„Der Markgraf ist aber auch ein gar zu strenger Herr," entgegnete die Frau.

Der Jäger sagte: „Weißt du denn, ob er aus unserem Lande ist? Es kann auch ein Fremder sein, der Hirsch wird nicht nach den Grenzen gefragt haben."

„In Gottes Namen," sprach sie, „sei er her, woher er wolle, wir thun unsere Schuldigkeit als Menschen und Christen."

Aus diesem kurzen Gespräche erkennen wir, daß die Leute noch nichts von der ganzen Sache erfahren hatten.

Unterdessen hatte die Försterin die Flaumfeder auf die Lippen des Jünglings gelegt, und alle drei schauten voll Erwartung auf dieselbe hin. Sie wurde langsam von dem Munde weggeweht. „Es ist noch Leben in ihm," rief Dorothea. Die Hausfrau aber sagte: „Es kann auch sein, daß wir die leichte Feder selbst durch unsern Atem oder durch eine Bewegung der Luft weggeweht haben. Bleibt einmal unbeweglich stehen und haltet den Atem

an." So geschah es, aber die Feder wurde wieder leise weggehoben und so noch drei-, viermal. Nun war kein Zweifel mehr darüber, daß noch Leben in dem Körper sei, jedenfalls war es aber sehr schwach.

Dorothea wurde hinausgeschickt, und die beiden andern verdoppelten nun ihren Eifer, den schwachen Lebensfunken des Gemarterten wieder anzufachen. Wozu soll ich beschreiben, was sie alles thaten? Mit einem Worte: der Herr wollte nicht, daß Martin schon aus dem Leben scheide, und er bereitete den guten Leuten die große Freude, seine Werkzeuge bei der Wiederbelebung zu sein. Das Leben regte sich nach einiger Zeit wieder, der Puls fing bemerkbar an zu schlagen; aber die Augen öffnete Martin noch eine geraume Zeit nicht, auch war noch keine eigene Bewegung an ihm bemerkbar.

Wir wollen ihn ruhen und dem Leben allmählich entgegengehen lassen. Unterdessen soll der Leser mit der Försterfamilie, soviel als nötig, bekannt gemacht werden.

Das Haus, in welchem Martin eben liegt und das die Försters leute bewohnten, lag hart an der äußersten Grenze der Markgrafschaft ganz allein, tief in Wald und Bergen. Es war eigentlich mehr ein Jagdschlößchen als ein gewöhnliches Forsthaus. Die Vorfahren des wilden Markgrafen hatten es schon erbauen lassen, um sich bisweilen hier aufzuhalten und in diesen an Wildbret sehr reichen Bergwäldern dem Vergnügen der Jagd zu fröhnen. Seit seiner Erbauung war ein Teil desselben stets von einem Förster bewohnt, der die Aufsicht über diese Grenzwaldungen zu führen hatte und das Wild hegen mußte, damit die fürstliche Herrschaft von ihren großen Jagden

eine reichliche Beute an Wildschweinen, stattlichen Hirschen und fetten Rehen nach dem markgräflichen Residenzschlosse zurückbringen konnte.

Die Familie des jetzigen Försters, bis zu seinem Ur-Urgroßvater hinauf, hatte das Amt an diesem Jagdschlosse versehen. Es erbte von dem Vater auf den Sohn, darum nannte man das Jagdschlößchen mit dem Bezirke, welcher dazu gehörte, die Erbförsterei Wilgartstein. Wilgart war nämlich der Name der Familie, und der Förster, den wir schon einigermaßen kennen, hieß Konrad.

Konrad Wilgart stand noch im kräftigen Mannesalter, er war ein Fünfziger. In diesen Wäldern und Bergen aufgewachsen und von seinem Vater in der Jägerei unterwiesen, war er an Körper rüstig und stark geworden. Seine Art zu reden war nicht die der feinen Welt. Wie sein Herz dachte, so sprach seine Zunge. Jene feine Lügnerei der sogenannten gebildeten oder vornehmen Welt war nicht seine Sache. Er konnte nicht freundlich sein und schmeicheln, wenn es ihm nicht so ums Herz war. Er war ein Feind der schönen Worte und Komplimente, bei denen die Leute doch meist gar nichts denken, oder oft sogar das Gegenteil von dem, was ihre Zunge spricht. Aber bei seinen Reden kam es ihm auch nicht darauf an, ob das, was er sagte, etwas hart und sogar derb lautete; meinte er es doch ehrlich. So war das Äußere dieses Mannes etwas rauh, weil ihm die feinere Sitte fehlte, aber unter dieser rauhen Hülle schlug ein natürlich gutes Herz, das es mit aller Welt gut meinte und an Freud und Leid anderer Menschen innigen Anteil nahm. Auf sein Wort konnte man bauen, seine Redlichkeit war unbestech-

lich, seine Treue gegen seinen Herrn, den Markgrafen, felsenfest. Der Vorteil seines Herrn galt ihm mehr als sein eigener. In dem ihm übertragenen Amte war er daher eifrig, pünktlich und streng gewissenhaft. Mit einem Worte: er war ein gerades, biederes Gemüt, ein ehrenfester Mann.

Christine, seine Frau, die Tochter eines Kaufmannes in einer entfernten Stadt, hatte in vieler Beziehung eine bessere und feinere Erziehung genossen, als Konrad Wilgart. Sie war eine äußerst verständige Hausfrau, besaß ein sanftes, liebreiches Gemüt, und obgleich ihr dies von Natur schon eigen war, so war es doch unendlich veredelt worden durch das Evangelium. Was sie that, geschah nicht mehr bloß aus natürlicher Gutmütigkeit, sondern aus Liebe zu dem Herrn. Man kann sagen: sie war christlich fromm, weil alle ihre Handlungen aus lebendigem Glauben hervorgingen und darum erst wirkliche Tugenden waren.

In dieser Beziehung war sie wesentlich von ihrem Manne verschieden, namentlich in der ersten Zeit ihrer Ehe. Wilgart glaubte damals, ein natürlich gutes, redliches Herz, Ehrlichkeit und ein Lebenswandel, dem man nichts Schlimmeres nachreden könne, das sei schon wahre Frömmigkeit und Tugend. Ja, es kam bisweilen sogar vor, daß er sich im Gespräche mit Christinen dieser guten Eigenschaften rühmte. Da sagte er meist: „Thue recht und scheue niemand, das ist meine Religion; ich denke, weiter brauche ich nichts, um ein Christ zu sein und auch selig zu werden."

Christine gab sich viel Mühe, ihn von der Irrigkeit

und Schädlichkeit seiner Meinung zu überzeugen. „Lieber Konrad," sagte sie bei solcher Gelegenheit, „ein natürlich gutes Herz ist eine sehr dankenswerte Gottesgabe, weil es das Streben nach Frömmigkeit und Tugend sehr erleichtert, aber es ist darum noch nicht selbst tugendhaft und christlich fromm. Ebensowenig ist ein sogenanntes ehrbares Leben, an dem die Menschen nicht gerade etwas zu tadeln finden, schon ein wahrhaft christlich frommes, tugendhaftes, gottgefälliges Leben. Am allerwenigsten darf sich der Mensch auf beides etwas einbilden, oder gar einen Anspruch auf Lohn, auf die Seligkeit darauf gründen wollen. Das beste menschliche Herz ist nicht frei von der Sünde und im ehrbarsten und rechtschaffensten Leben kommen doch tausend und tausend Fehler und Übertretungen der Gebote Gottes vor. Wenn sich der Mensch auf das sogenannte natürlich gute Herz verläßt, so steht er stündlich in Gefahr, zu sündigen, weil dies Herz sich nicht immer gleich bleibt, sondern sich durch die Leidenschaften und die Umstände leicht verleiten läßt, etwas zu thun, was vor Gott nicht recht ist. Du, lieber Konrad, sagst wohl, recht thun sei die Hauptsache. Das ist wahr, aber recht ist doch nur, was Gott will; und wer thut denn nun ganz recht? Niemand, weil niemand den Willen Gottes ganz und vollkommen erfüllt, nicht einmal soviel er kann. Und wenn ein Mensch auch nicht gerade etwas Böses thäte, so wäre das immer noch nicht hinreichend, um die Seligkeit damit zu verdienen, er darf auch nichts Gutes unterlassen und versäumen. Und endlich kommt's bei allem, was der Mensch unterläßt und was er thut, einzig und allein auf die Gesinnung an. Was vor den

Menschen und selbst vor dem eigenen verkehrten Herzen rein erscheint, ist oft vor Gott unrein; was wir recht thun nennen, ist oft unrecht vor Gott, weil es nicht selten aus Stolz oder aus Furcht oder aus Eigennutz, überhaupt aus Eigen- oder Selbstliebe geschieht, während es doch nur aus Liebe zu dem Herrn geschehen sollte. Gott den Herrn sollen wir lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und aus allen unsern Kräften, und alles, was wir denken, reden, thun oder unterlassen, soll aus Liebe zu Gott geschehen. Was einen andern Grund hat, ist nicht gut, oder wie in der heiligen Schrift steht: was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. — Du wirst einsehen, lieber Konrad, daß wir beim besten Herzen und beim ehrbarsten Leben immer Gottes Schuldner bleiben und seine Vergebung nötig haben, und daß es damit, was man in der Welt gewöhnlich recht thun heißt, nicht so weit her ist, als man meint. Vor allen Dingen müssen wir also Vergebung suchen, und die können wir finden bei Christo. Und aus Dankbarkeit für diese Vergebung müssen wir den Herrn lieben und um seinetwillen, aus Liebe zu ihm, alles Böse lassen und alles Gute thun, ohne uns ein Verdienst daraus zu machen oder einen Lohn dafür zu begehren. Das heißt dann recht thun und christlich denken und leben. Sieh, Lieber, das ist meine Religion, und ich wünsche nichts, als daß der Herr mir auch die Kraft gebe, ihr in allen Stücken nachzuleben."

So etwa redete Christine zu ihrem Manne. Dieser schüttelte freilich anfangs den Kopf, weil es ihm nicht recht in den Sinn wollte. Und so will dies noch heute

vielen Tausenden nicht in den Sinn; denn es ist dem natürlichen Menschen zu hart, seinem Stolze, seiner Eigenliebe, kurz seiner ganzen Denkungsart zuwider. Später dachte Wilgart doch darüber nach und meinte sogar manchmal, seine Ansicht und die seiner Frau kämen am Ende doch auf eins heraus, obgleich dies nicht der Fall war.

Nicht selten hatte Christine Gelegenheit, ihren Gatten darauf aufmerksam zu machen, auf welchem schwachen Grunde seine sogenannte Tugend ruhe. Sie that das immer auf die sanftmütigste Weise und nur darum, weil ihr das Heil seiner Seele so innig am Herzen lag. Ich will nur eine dieser Gelegenheiten anführen.

Wilgart und Christine waren bereits mehrere Jahre verheiratet, und es schien, als ob der Herr ihre Ehe nicht mit Kindern segnen wolle. Christine war zwar auch zuweilen betrübt darüber, aber weil es eine Schickung vom Herrn war, so klagte sie nicht. Konrad dagegen wurde erst betrübt, dann unwillig, endlich fing er an, nach seiner Weise mit der Vorsehung zu hadern. Seine Frau machte ihn darauf aufmerksam, wie wenig er, trotz seinem natürlich guten Herzen, vor der Sünde sicher sei, weil ihm die rechte Liebe zu dem Herrn fehle, die nicht nur in Freuden, sondern auch in Widerwärtigkeit sich ihm ganz ergiebt. „Siehst du, Konrad, wie es mit dem Rechtthun steht ohne die Liebe des Glaubens? Ist's recht gethan, daß du murrest?"

Da antwortete er unwillig: „Soll ich denn nicht unwillig werden, wenn ich sehe, daß mir ein Glück versagt wird, welches Tausende besitzen? Soll es mich nicht krän-

ken, daß meine Familie ausstirbt und die Erbförsterei an einen andern kommt?"

„Nein," sprach das Weib, „unwillig sollst du nicht werden, auch wenn es dir leid thut. Es ist eine Schickung von dem Herrn, und wer die Liebe des Glaubens hat, der läßt sich auch das gefallen, ohne von der Liebe zu lassen. Denn diese Liebe ist langmütig und freundlich, sie eifert nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig und läßt sich nicht erbittern; sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Mehrere Jahre waren vergangen, als endlich der sehnliche Wunsch der Eheleute erfüllt werden sollte. Wilgart war außer sich vor Freude, aber er erwartete bestimmt einen Sohn, er hatte keinen andern Gedanken. Christine hätte wohl auch gewünscht, daß der Herr das sehnliche Verlangen ihres Mannes erfüllen möge; aber sie dachte auch daran, daß es anders kommen könne und sprach dann immer: „Herr, nicht wie ich, sondern wie du willst."

Das Kind kam zur Welt, und Konrads bestimmte Hoffnung war getäuscht — es war ein Mädchen. Wie vorher vor Freude, so war er jetzt außer sich vor Trostlosigkeit und klagte laut. Das that Christinen im Herzen wehe. Unter Thränen sagte sie zu ihm: „Lieber Konrad, dein gutes Herz läßt dich im Stiche und deine Religion: thue recht und scheue niemand, reicht nicht mehr aus. Du thust unrecht und scheuest selbst deinen Gott nicht mehr. Soll er seinen Willen nicht haben, du aber den deinigen? Bedenke das und versündige dich nicht so sehr. Ich habe wohl mit dir still im Herzen gewünscht, daß der Herr dir einen Sohn bescheren möge;

nun er es aber anders beschlossen, soll er darum unrecht haben, sollen wir ihn weniger lieben, ihm weniger dankbar sein für seine Gabe? Nein lieber Konrad, ich danke ihm von ganzem Herzen für sein teures Geschenk, thue du's auch; und zum Zeichen, daß wir auch in diesem Kinde seine große Liebe erkennen, laß uns ihm den Namen Dorothea geben. Das bedeutet ja eine Gabe Gottes."

Auf solche Weise besänftigte sie stets das Herz ihres Gatten und übte mit der Zeit einen so wohlthätigen Einfluß auf dasselbe, daß es von Tag zu Tag immer mehr veredelt wurde und allmählich einsah, daß der lebendige und nie wankende Glaube seines Weibes doch mehr wert sei und zugleich mehr Trost und Frieden gebe, als all sein bisheriger Tugendstolz. Man kann sagen, er wandte sich allmählich immer mehr von sich selbst weg zum Herrn.

Das Kind aber wurde in der heiligen Taufe Dorothea genannt, wie die Mutter es gewünscht hatte. Der Vater sah in seiner Einsamkeit zu Wilgartstein immer mehr ein, welch ein Segen mit diesem Kinde in sein eheliches und häusliches Leben gekommen sei, und hing an diesem Kinde mit großer Liebe. Es blieb das einzige. Aber obgleich Konrads erster und sehnlichster Wunsch ohne Erfüllung blieb, so murrte er doch nicht mehr. Von seinem Weibe hatte er gelernt, was rechte Liebe und rechte Ergebung seien.

Dorothea wuchs in der frischen, gesunden Wald- und Bergluft zu einem schönen Mädchen heran; aber der Geist, welcher sie aus dem Gemüte und dem ganzen christlich frommen Leben der Mutter anwehte, diese reine Himmelsluft gläubiger Liebe, ließ ihr Gemüt und ihren Geist noch

viel kräftiger und schöner gedeihen, als die Waldluft ihren Körper. Sie war in vieler Beziehung das Ebenbild ihrer Mutter: heiter, fröhlich, wie das christlich fromme Gemüt immer ist, sanft und liebevoll, an Leib und Seele wohlgebildet. In der Zeit, wo wir sie zum erstenmal kennen lernen, stand sie im Alter von sechzehn auf siebzehn Jahre.

Ich habe den Leser, soweit es notwendig war, einen Blick in die Försterfamilie auf Wilgartstein thun lassen und hoffe, das ihm dies Bild einer christlichen Familie als ein freundliches erschienen ist. Nun aber ist es Zeit, daß wir wieder in der Erzählung zu Martin Brendel zurückkehren.

## Sechstes Kapitel.

# Das neue Leben.

Noch an demselben Morgen, von welchem schon im Anfange des vorigen Kapitels die Rede war, erwachte Martin aus seinem Todesschlummer und schlug die Augen auf. Ein blendender Lichtstrahl fiel ihm ins Gesicht, denn die freundliche Morgensonne schien durch die hohen Fenster des geräumigen Zimmers gerade auf sein Lager. Er schloß die Augen wieder, weil der Glanz ihn blendete. Er wußte nicht, wo er war, und glaubte eher in der Wohnung der Seligen zu sein, als auf der Erde. Dorotheas Angesicht, das von Freude strahlte und das die Morgensonne noch mehr verklärte, hatte er flüchtig erblickt, und es war ihm im Augenblicke nicht klar, ob er in das strahlende Antlitz eines Engels oder in das eines Sterblichen geschaut habe. Wieder hob er die Augenlider und erblickte vor seinem Lager die drei freundlichen Menschen, die mit unaussprechlicher Freude seinem Erwachen zugesehen hatten.

„Wo bin ich?“ rief Martin.

„In guten Händen!“ antwortete Wilgart.

Der Jüngling sah das grüne Kleid des Jägers und schauderte zusammen. Kaspar, der Jäger, welcher ihn aus der Hütte seiner Mutter mit dem toten Rehe hinweggeführt hatte, trat vor sein Gedächtnis und die markgräflichen Jäger alle, welche ihn an jenem furchtbaren Mor-

gen auf den Hirsch gebunden hatten. Seiner ganzen Marter erinnerte er sich, und jetzt erst fühlte er recht die Schmerzen seiner verrenkten und verwundeten Glieder.

Die Försterin sah ihm an, daß ihn ein Schauder durchlief. Sie trat nahe zu ihm und sagte freundlich: „Sei ruhig, mein Sohn, der Herr hat dich durch die Hand meines Mannes von einem grausamen Tode gerettet. Habe keine weitere Sorge, du bist hier wohl geborgen, und es soll dir nichts fehlen; was wir zu deiner Genesung thun können, wird geschehen."

Martin sah die freundliche Frau gespannt an, ihre sanfte Rede that ihm wohl. Sein Auge, das in der Marter nicht geweint hatte, füllte sich jetzt mit Thränen. Es waren Thränen der Rührung und der Dankbarkeit. Er wollte ihr die Hand reichen, aber fühlte, daß er weder die Arme noch die Hände bewegen konnte. Wir wissen ja, wie schrecklich er an diesen Gliedern zugerichtet war. Doch hatte ihn Christine sorgfältig verbunden. Sie sah jetzt, wie er eine Bewegung mit der Hand machen wollte und es nicht konnte; darum ermahnte sie ihn zur Ruhe und entfernte sich hierauf mit ihrem Gatten und ihrer Tochter, um den armen Jüngling sich erholen zu lassen und seine Schmerzen nicht noch mehr aufzuregen.

Ich will kurz sein in meiner Erzählung und hier nur sagen, daß sich Martin unter der sorgsamen Pflege der braven Försterfamilie allmählich erholte. Dennoch dauerte es mehrere Wochen, bis er seine Glieder, besonders Arme und Hände, wieder einigermaßen gebrauchen konnte.

Er hatte von seinen Wohlthätern bereits gehört, auf welche Weise er vom unvermeidlichen Tode gerettet wor-

den. Die Försterin hatte ihn dabei aufmerksam gemacht auf die Hand Gottes, die in jener entscheidenden Stunde ihren Gatten an den Teich im Walde geführt und die Kugel seiner Büchse nach dem Herzen des Hirsches gelenkt hatte. Martin erkannte die Hand des Herrn mit Dank, aber in seinem Herzen regte sich doch ein Gedanke, welcher gegen die Dankbarkeit stritt. Er meinte bei sich, Gott sei es ihm gewissermaßen schuldig gewesen, ihn zu retten, weil er die Strafe ohne Schuld gelitten hatte. Er sprach diesen Gedanken nicht aus, aber später kam er doch zum Vorschein. Wir werden noch davon reden.

Natürlich hatte Brendel auch seinen freundlichen Pflegern erzählt, warum er von dem Markgrafen mit jener fürchterlichen Strafe belegt worden sei. Seine treuherzige Erzählung ließ ihnen keinen Zweifel übrig, daß er unschuldig sei an dem, dessen man ihn beschuldigt hatte. Er war ihnen dadurch noch lieber geworden. Zugleich hatte Wilgart jedoch allerlei Bedenklichkeiten. Er kannte den strengen, finsteren Sinn seines Herrn, des Markgrafen, und mußte fürchten, daß ihm seine That der Barmherzigkeit übel vergolten werden könnte, wenn es zu den Ohren des Markgrafen kommen sollte, daß er den Jüngling gerettet, in das Jagdschloß aufgenommen und mit so großer Sorgfalt gepflegt habe. Er wußte sich in dieser Verlegenheit nicht recht zu helfen und ging lange zu Rate mit seinem Weibe, was mit Martin Brendel anzufangen sei, wenn er vollständig genesen wäre.

Zufälliger Weise hatte der Erbförster gerade keinen Jägerburschen. Nur ein Knecht und eine Magd waren im Hause, Dienstboten von erprobter Treue. Diesen

beiden wurde strenges Stillschweigen auferlegt über die Art, wie Martin in das Haus gekommen sei. Ohnehin kannten diese auch nicht den ganzen Hergang der Sache. So sollte denn Brendel als Jägerbursche gelten, solange er auf Wilgartstein bleiben würde. Als solcher erschien er auch, sobald er das Lager und das Zimmer verlassen konnte. In dem Jägerkleide, welches ihm Wilgart gegeben, war er ein schmucker, stattlicher Jüngling. Sein Gesicht war wieder hübsch, wie zuvor, nur einige kleine Narben waren auf demselben zurückgeblieben. Diese kamen jedoch nicht ungelegen, weil sie ihn besonders in der neuen Kleidung unkenntlich machen halfen, ohne ihn gerade zu entstellen.

So waren beinahe zwei Monate vergangen. Der Herbst war gekommen, und Martin benutzte die letzten sonnigen Tage, um kleine Spaziergänge in die nahen Thäler, in den Wald und auf die Berge zu machen. Er fühlte dabei, daß seine Kräfte wiederkehrten, daß er aber immer noch nicht vollkommen hergestellt sei. Von einem solchen Ausfluge heimkehrend, setzte er sich eines Abends nicht fern von dem Jagdschlößchen an einer Anhöhe auf einen Stein. Er betrachtete die ganze Umgebung von Wilgartstein, sie gefiel ihm gar wohl. Das Schlößchen lehnte sich an eine Anhöhe und war von Äckern umgeben, welche der Försterfamilie die nötigsten Bedürfnisse des Haushaltes lieferten. In dem engen Wiesenthale, durch welches ein kleiner Bach rauschte, war das Grumt längst abgeschoren, und einige Kühe weideten auf diesen Wiesen, während die Abendsonne ihre schiefen Strahlen auf das lichte Grün derselben warf. Die Buchen und Birken,

welche die Berge zum Teil bedeckten, hatten ihre schöne grüne Farbe schon verloren, einige kalte Nächte hatten die Blätter gelb und rötlich gefärbt, das Laub der Eichen aber war noch grün, und dies, samt der dunkeln Farbe der Tannen und Fichten, stach scharf ab von jenem herbstlichen Rot und Gelb und von dem goldgrünen Schimmer der Wiesen. Kurz, das Jagdhaus, das Feld, das Thal und der Wald gaben zusammen ein wahres Bild des stillen Friedens. Martin sah es an, und das Herz ward ihm schwer. Er hatte ja keine Heimat mehr. Wo er geboren war, durfte er nicht mehr erscheinen. Er war tot für die Welt, selbst für seine Mutter und für seine Geschwister. Er wußte nicht einmal, wie es diesen jetzt ergehe in ihrem tiefen Elende. Hier hatte er zwar mitleidige und liebreiche Menschen gefunden, bei denen es ihm hätte überaus wohl sein können, aber auch da konnte er ja nicht bleiben. Es war für ihn kein anderer Ausweg, als in ein fremdes Land zu gehen, immer noch weiter weg von den Seinigen. Das that ihm überaus wehe.

In seine Wehmut mischte sich der Groll. Wenn er das Jagdschlößchen ansah, so erinnerte es ihn an den Markgrafen, dem es gehörte. War der nicht schuld an seinem Unglücke und an dem Elende seiner Familie? In seinem Herzen setzte sich ein tiefer, glühender Haß gegen den grausamen Fürsten fest. Er wünschte, sich an ihm rächen zu können.

Der Erbförster trat zu ihm und sah den düsteren Ausdruck seines Gesichtes. Martin hatte ihn nicht sogleich bemerkt, er war zu tief in seine Gedanken versunken. Wilgart fragte ihn, woran er eben denke, und Martin

vertraute ihm alle seine Gedanken, seinen ganzen Kummer. Jener suchte ihn zu trösten. „Sieh, Martin," sagte er, „wir leben hier ganz abgeschlossen von der Welt, weit entfernt von dem Schlosse des Markgrafen. Die Leute, welche durch unser stilles Thal kommen, kennen dich nicht, und so magst du denn bei mir bleiben, solange es dir gefällt. Jetzt giltst du für meinen Jägerburschen, und wenn du willst, kannst du es wirklich werden. Ich will dich in der Jägerei unterrichten. Unterdessen können sich ja die Verhältnisse unseres Landes wohl ändern, und auch für dich können wieder bessere Zeiten kommen. Denn wenn sich zwei Augen schließen, so wird wohl alles anders, und kein Mensch fragt mehr nach dir; du kannst dann wieder sicher bei den Deinigen wohnen, wo du willst."

Martin fühlte sich getröstet und dankte dem Erbförster herzlich für seine Freundlichkeit. Er fühlte wohl, daß es ihm schwer geworden wäre, die brave Familie zu verlassen. Und doch konnte er nicht recht froh werden, Mutter und Geschwister lagen ihm zu schwer im Sinne. Auf dem Heimwege fragte er den Förster, ob es nicht möglich wäre, von Wilgartstein aus einige Erkundigungen darüber einzuziehen, wie es seiner Mutter jetzt gehe. Wilgart schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte: „Jetzt in keinem Falle. Es könnte Aufsehen machen und unser Geheimnis auf diese Weise am ehesten verraten werden. Jedenfalls könnte ich in Verdacht kommen. Habe Geduld und laß uns thun, als ob wir gar nichts von deiner Geschichte wüßten. Gelegentlich will ich dir schon Nachricht von den Deinigen zu verschaffen suchen. Gott hat dich gerettet, die Deinigen stehen auch in Gottes Hand."

Die Mutter und Dorothea hatten eben das Abendbrot bereitet, als die Männer nach Hause kamen. Wilgart erzählte ihnen, daß Martin bei ihnen bleiben und sein wirklicher Jägerbursche werden würde. Sie hatten große Freude darüber, und das Abendessen war das heiterste seit langer Zeit, ein wahres Familienfest. Denn der ehrliche und freundliche Jüngling war ihnen allen lieb geworden, und sie hätten ihn ebenso ungern aus ihrem Hause scheiden sehen, als Martin selbst ungern weggegangen wäre.

Die Försterin machte indessen bei Tische die Bemerkung, daß er nicht ganz so heiter sei, als man hätte erwarten sollen. Sie redete ihn deshalb an. „Martin," sagte sie, „du scheinst mit dem neuen Stande, in den du treten willst, doch nicht so zufrieden zu sein, wie wir glaubten; du bist so ernst. Will dir dein neues Leben nicht ganz gefallen?"

Martin antwortete: „Liebe Frau Erbförsterin, das neue Leben, in welches eure Mildherzigkeit mich gerufen und versetzt hat, erfüllt mich mit der dankbarsten Freude gegen euch und gegen meinen Gott. Aber verarget mir nicht, wenn meine Fröhlichkeit sich nicht so laut ausspricht, es sind mir heute schon viele Gedanken durch den Sinn gegangen. Ich habe das Geweih des Hirsches betrachtet, auf den ich geschmiedet war und das der Herr Erbförster über der Thür meiner Stube befestigt, und die Decke des Hirsches, die er mir geschenkt hat. Soll ich da nicht ernst werden?"

„Ernst, aber doch freudig!" versetzte die Frau. „Geweih und Decke des Hirsches müssen dir jetzt nicht mehr

bloß als Zeichen deiner Marter erscheinen, sondern vielmehr als Zeichen der Gnade und Barmherzigkeit unseres großen Gottes. Hat er nicht ein wahres Wunder seiner Güte an dir gethan, da er dich vom Tode errettete? Freue dich darüber, es ist ein Beweis, daß der Herr dich lieb hat. Er hat dich wohl hart gezüchtiget, aber nach der Züchtigung hast du wieder Gnade gefunden."

Martin schüttelte den Kopf und antwortete: „Ich hatte aber doch diese Züchtigung nicht verdient, warum hat Gott sie mir auferlegt?"

Christine sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Denkst du auch so? O wie unrecht thust du, daß du mit Gott rechten und ihn für das, was er gethan, zur Verantwortung ziehen willst!"

„Aber liebe Mutter," fiel ihr der Erbförster ins Wort, „nimm mir nicht übel, wenn ich meine, du seist zu strenge. Wenn doch Martin ganz unschuldig leiden mußte, darf er da nicht einmal fragen, warum Gott dies geschehen ließ?"

„Das möcht' er wohl fragen," sprach die Mutter, „jedoch nicht so, als wenn er dem Herrn gleichsam einen Vorwurf machen wollte; nicht so, als wenn er meinte, er habe ganz unschuldig gelitten. Vor Gott leidet niemand ganz unschuldig und unverdient, und es bleibt immer eine sündliche Vermessenheit, auf seine Unschuld zu pochen und trotzig zu fragen: Warum hat mir Gott das gethan? ich hab's nicht verdient. So könnte nur derjenige sagen, welcher niemals gegen Gott gesündigt hätte. Und wo giebt's denn einen solchen? Wer da fragt: Warum hat mir Gott das gethan? sollte diese

Frage in Demut bei sich selber thun, um nach seinen Sünden zu forschen und sich seiner Fehler bewußt zu werden, nur in der Absicht sich zu bessern. Denn wenn nun Martin auch keinen Wildfrevel begangen hat, so hat er freilich in den Augen der Menschen ganz unschuldig seine Strafe gelitten; ist er darum aber auch ganz unschuldig vor Gott? Gewiß nicht."

„Ihr habt recht, beste Frau Wilgart," sagte Martin Brendel, „ich sehe das wohl ein; aber meine Mutter und meine kleineren Geschwister sind mit ins Unglück gestürzt. Warum die?"

Da antwortete Christine: „Einmal gilt von ihnen dasselbe, was von dir gilt, und dann wird der liebe Gott schon wissen, warum er solche Trübsal über euch alle kommen ließ. Thut er ja doch nichts, um den Menschen zu plagen, sondern seine Güte wie seine Strenge will denselben nur zum rechten Ziele, zum ewigen Heile führen. Gott weiß am besten, welches Mittel er anwenden muß, um Seelen zu erretten und zu erhalten. Wenn wir Menschen doch nur einmal lernen wollten, ihm ganz zu vertrauen; wenn wir nur nicht meinten, was wir nicht im Augenblick als gut erkennen, sei auch nicht gut. Wer weiß, was der Herr mit dir und deiner Mutter und deinen Geschwistern vorhat, indem er euch solche Prüfungen und Züchtigungen sandte. Ich wenigstens bin überzeugt, daß sie zu eurem Heile gereichen müssen, wenn ihr nur nicht von Gott lasset; denn denen, die ihn lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, auch Kreuz und Trübsal. Glaube das nur, lieber Sohn, und vertraue deinem Gott und sei getrost; er wird schon thun, was recht und gut ist."

Die glaubensvolle Zuversicht, welche sich in den Worten der frommen Frau so deutlich aussprach, überzeugte auch den Jüngling und richtete sein niedergebeugtes Gemüt wieder auf. „Ich will das thun," sagte er, „will Gott alles anheimstellen. Er soll auch mich und die Meinigen an meinen grausamen Peinigern rächen."

Christine schüttelte mißbilligend das Haupt und sprach: „Martin, du hast auch Gedanken der Rache, das merke ich dir an, obgleich du es Gott anheimstellen willst; das ist wieder nicht recht."

„Wenn aber ein Gott im Himmel ist," sagte Brendel, „so m u ß er doch meine Peiniger strafen."

„M u ß er?" rief die Försterin. „Warum denn? Nicht wahr, weil du es in deinem Herzen wünschest, weil dein Haß dir solche Gedanken eingiebt? Martin, dein Sinn ist noch nicht, wie er sein soll. Gieb die Rachegedanken auf, sie verderben das Herz, sie führen ab von der Liebe und darum ab von Gott. — Doch es ist schon spät in der Nacht, wir wollen ein andermal mehr darüber reden."

Nach diesem Gespräche begaben sich alle zur Ruhe. Martin konnte noch nicht schlafen. Die Reden der Försterin gingen ihm durch den Sinn. Sie hatten zum Teil tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Das hatte Christine wohl auch bemerkt und wollte ihm nun Zeit lassen, sich zu besinnen. Sie hoffte, auch in seiner Seele werde bald ein neues Leben beginnen. Wird ihr Hoffen in Erfüllung gehen?

Martin ging noch eine Zeitlang in seiner Stube auf und ab, dann öffnete er das Fenster und schaute in Ge-

danken in die stille Nacht hinaus. Da klangen Töne wie Gesang zu seinem Ohr. Er lauschte. Es war Dorotheas Stimme, und er hörte deutlich, wie sie sang:

Gott lebet noch! Seele, was verzagst du doch?
Bist du schwer mit Kreuz beladen,
Nimm zu Gott nur deinen Lauf;
Gott ist groß und reich von Gnaden,
Hilft den Schwachen gnädig auf.
Gottes Gnade währet immer,
Seine Treu' vergehet nimmer.
Seele, so bedenke doch:
Lebt doch unser Herrgott noch!

Wie tröstlich klang ihm dieses Lied in das Herz; wie schämte er sich, daß er bisweilen so verzagt war und nicht selten Gott gleichsam im Herzen verklagt hatte! Er sah betend hinauf zu dem, der über den Sternen wohnet, und in sein Herz kam stiller Friede.

Siebentes Kapitel.

## Die Heimat.

Das neue Leben auf Wilgartstein gefiel unserm Martin von Tag zu Tag besser. Er war nun vollkommen gesund und streifte an frischen Wintertagen in Wald und Bergen umher, teils mit dem Erbförster, teils allein. In allem, was zu der edlen Jägerei gehört, wurde er mit großer Sorgfalt unterrichtet, und während der langen Winterabende saß er mit der braven Familie zusammen in der warmen Stube. Durch Erzählungen und Gesang kürzte man sich die Zeit, und die fromme Hausfrau nahm nicht selten Gelegenheit, zu reden von dem Einen, was not ist und zu unserm Frieden dient, von dem Wege zum ewigen Leben. Vorzüglich an Sonntagen, wenn es das schlechte Wetter unmöglich machte, zur Kirche in das nächste fast zwei Stunden entfernte Dorf zu gehen oder zu fahren, beschäftigte man sich mit Lesen in der heiligen Schrift, wobei auch die beiden Dienstboten nicht fehlen durften. Und obwohl hier nur sechs Personen beisammen waren, so war doch der Herr nach seiner Verheißung mitten unter ihnen, weil sie versammelt waren in seinem Namen; und selbst diese kleine Gemeinschaft war von großem Segen begleitet, indem eines das andere erbaute.

Auf Martin besonders übte der Aufenthalt in dieser Familie den besten Einfluß. Zwar hatte ihn seine Mutter

nach ihrem besten Wissen erzogen in der Gottesfurcht, aber so klar, so eindringlich konnte sie ihm die heilsamen Wahrheiten des Evangeliums doch nicht darstellen, als dies Christine that. Diese hatte erst recht die Freude, ihn wachsen zu sehen in der Erkenntnis des Herrn, im Glauben und in der Liebe zu ihm. Martin selbst erkannte dies mit dankbarem Herzen und ehrte darum auch die Erbförsterin wie eine zweite Mutter. Überhaupt mußte er sich gestehen, daß es ihm auf Wilgartstein ungleich besser erging, als je vorher, denn er war gehalten wie ein Sohn.

Aber so wohl ihm das neue Leben an Leib und Seele that, so konnte er doch als treuer Sohn und Bruder seine Mutter und seine Geschwister nicht vergessen. Der Gedanke an sie trübte noch immer sein Glück gar sehr.

Der Frühling kam; um Wilgartstein her wurde es überaus schön, aber Martin ward täglich stiller und betrübter. Noch hatte er nichts von den Seinen erfahren können und vermochte nun nicht mehr, Herr zu werden über seine Sehnsucht. Zufällig überraschte ihn Dorothea einmal allein und sah Thränen in seinen Augen. Sie erschrak und fragte teilnehmend, was ihm widerfahren sei. Sie warf ihm dabei vor, daß er schon geraume Zeit so still und traurig sei, und fragte, ob ihm jemand etwas zuleide gethan habe, oder ob es ihm nicht mehr bei ihnen gefalle.

Martin ergriff des Mädchens Hand und sagte: „Dorothea, wie möget Ihr solches denken? Ihr alle seid ja so freundlich und liebreich gegen mich, daß ich gar nicht an die Zeit denken darf, wenn ich einmal dieses Haus verlassen muß.“

Erstaunt sprach das Mädchen: „Wie? müßt Ihr denn fort von uns? Ich meinte, Ihr würdet uns nicht mehr verlassen."

„O wie gern wollte ich immer hier bleiben," versetzte Martin; „wird das aber auch angehen? Bedenket, ich habe noch eine Mutter, ich habe noch drei Geschwister, darf ich diese immer allein lassen? Eurem Vater möchte ich dienen bis an mein Ende, was soll aber aus meiner Mutter und aus meinen Geschwistern werden? Dorothea, ich bin bei Euch so glücklich, aber ich bin doch betrübt wegen meiner Familie, ich kann mein Verlangen nach ihr nicht mehr bemeistern. Ich möchte sie nur einmal wiedersehen, möchte wissen, wie es ihnen ergeht, und ihnen den Trost bringen, daß ich noch lebe."

Dorothea blieb einen Augenblick stille, das Weinen stand ihr nahe; dann sagte sie: „Kommt, wir wollen es meinem Vater sagen."

Martin ging mit leichterem Herzen hinüber zum Erbförster; er freute sich, Dorothea zur Fürsprecherin zu haben, denn er fürchtete, Wilgart werde ihn nicht gehen lassen, damit das Geheimnis nicht kund werde.

Anfangs schien es wirklich so, denn der Vater schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, es sei zu viel Gefahr dabei, wenn Brendel selbst in seine Heimat gehe. Aber Mutter und Tochter baten ihn, den treuen Sohn nicht von diesem Gange der Pflicht abzuhalten. „Gott wird ihn und uns schirmen," sagte Christine. Der Vater gab endlich seine Einwilligung. Man verabredete alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, empfahl den Jüngling dem Schutze des Herrn und ließ ihn am andern Morgen

ziehen. Der Abschied fiel beiden Teilen schwer, obgleich Martin in wenigen Tagen wiederkommen sollte. Wer konnte wissen, was ihm begegnen werde? — Als er Dorothea die Hand reichte, sagte sie mit einer Thräne im Auge: „Gott geleite Euch, Martin! Ihr kommt doch gewiß wieder?“ — „So Gott mir das Leben erhält und ich nicht gefangen werde, gewiß!“ antwortete Martin und ging mit raschen Schritten, aber doch mit schwerem Herzen fort. —

Es ist bereits früher bemerkt worden, daß Wilgartstein an der Grenze der Markgrafschaft lag, etwa fünfzehn Stunden von dem Residenzschlosse entfernt. Diesen Weg mußte Martin zurücklegen. Der Erbförster hatte ihm denselben so genau als möglich bezeichnet. Von Sehnsucht und geheimer Angst getrieben, eilte er über Berg und Thal und gönnte sich selten etwas Ruhe. Am Abend war er nur noch wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. In dieser Gegend kannte er ja Weg und Steg ziemlich genau, und da er ohnehin nicht am Tage in die Nähe seines Dorfes und des markgräflichen Schlosses zu kommen sich getraute, so war es ihm gerade recht, daß es Nacht wurde ehe er das breite Thal erreicht hatte, in welchem sein Geburtsort lag. Wie pochte aber sein Herz, als er der Heimat immer näher kam! Er hoffte ja, seine teure Mutter, seine lieben Geschwister nach langer Trennung wieder zu sehen und sie zu trösten. Sein Herz freute sich, und doch war ihm bange! Wehe, wenn er von den überall lauernden Dienern des Markgrafen ergriffen, wenn er gar erkannt würde und der Zorn des grausamen Fürsten von neuem über ihn ergrimmte!

So von Angst und Freude gleichsam gehetzt, eilte er durch den Wald, wie ein scheues Wild. Sein ganzes Wesen war in großer Aufregung und Spannung, er fühlte nicht einmal Müdigkeit, obgleich er beinahe ohne Rast und Ruhe den weiten Weg zurückgelegt hatte. Die Nacht war dunkel und stille, nur zuweilen schien der Mond durch die Bäume, wenn nicht gerade die Wolken über ihn hinzogen. Martin hatte kaum mehr den Mut, kräftig aufzutreten, das Geräusch des dürren Laubes unter seinen Füßen erschreckte ihn; und wenn ein aufgejagtes Reh an ihm vorüberfloh, oder das Gebell eines Hundes aus dem fernen Dorfe an sein Ohr schlug, blieb er stehen und lauschte mit angehaltenem Atem, ob nicht ein Hund sich ihm nähere oder ein Waldhüter auf ihn zukomme. Denn er wußte aus früherer Zeit, daß die markgräflichen Jäger zuweilen des Nachts im Walde streiften, um jeden Wildfrevel zu verhüten.

So war er endlich an den Saum des Waldes gekommen, nicht fern von seinem Dorfe, an eine Stelle, die seiner väterlichen Hütte gerade gegenüber lag. Sein Herz pochte laut, während er vorsichtig umher schaute und lauschte, ob kein lebendes Wesen in der Nähe sei, das ihn hätte bemerken können. Alles stille, nur aus der Ferne scholl lauter Jubel, und das Markgrafenschloß glänzte vom Lichterscheine, gerade wie in jener Unglücksnacht, in welcher er dort auf seinem Acker den Stein nach den Rehen geschleudert hatte. Auch vom Dorfe her sah er noch Lichter durch die Dunkelheit schimmern, nicht aber von der Hütte seiner Mutter. Er konnte diese nicht einmal erblicken, wie sehr er auch seine Augen anstrengte.

Jetzt wagte er sich aus dem Wald hervor. Auf den Zehen flog er quer über das Feld, auf dem tiefe Finsternis lag; denn er hatte abgewartet, bis eine große schwarze Wolke den Mond bedeckte. Nun glaubte er in der Nähe der Hütte zu sein, und doch sah er sie nicht. Der Mond trat wieder aus den Wolken und — o Entsetzen! — statt der väterlichen Hütte sah er vor sich einen Trümmerhaufen, schwarz und öde wie eine alte Brandstätte.

Das Herz wollte dem armen Jüngling brechen vor Jammer, als er diese Stätte der Verwüstung erblickte. War er darum mit so großer Sehnsucht in seine Heimat geeilt, um statt des väterlichen Daches einen wüsten Schutthaufen zu finden? Und wo waren nun die, welche einst mit ihm in Armut, aber in Frieden unter diesem zerstörten Dache gewohnt hatten, seine Mutter, seine Geschwister, wo irrten sie umher? wo hatten sie wieder ein Obdach gefunden? Solche Fragen that er bei sich und konnte sie nicht beantworten.

Sein Schmerz war grenzenlos und äußerte sich mit außerordentlicher Heftigkeit. Er hatte alles um sich her vergessen, selbst die Gefahr, in welcher er schwebte. Es hätte ihm in diesem Augenblicke nichts daran gelegen, wenn er abermals ins Gefängnis und zum Tode geschleppt worden wäre. Neben den Trümmern der Hütte warf er sich zur Erde und weinte und stöhnte laut. „Gott!“ rief er aus, „Gott, du suchst uns zu schwer heim, du prüfst und züchtigst uns zu hart! Hab' Erbarmen! hab' Erbarmen!“ Eine Zeitlang schwieg er, dann rief er wieder laut: „Mutter, ach arme Mutter, wo bist du?“ Er war jetzt nicht imstande, sich zu fassen.

Händeringend ging er um die Brandstätte, dann setzte er sich nieder auf ein Stück der Grundmauer, todmüde an Leib und Seele, den Kopf auf beide Hände gestützt, und weinte und schluchzte laut.

Zu derselben Stunde ging noch ein Mann dieses Weges dem Dorfe zu. Es war ein Bauersmann, welcher aus der entfernten Stadt so spät heimkehrte. Er hörte schluchzen und weinen, er sah eine Gestalt auf den Trümmern des Brendelschen Häuschens sitzen und wollte schnell vorüber fliehen. Nach dem Aberglauben jener Zeit meinte er, es sei ein Gespenst. Eben war er ganz nahe an der Brandstätte. Der Mond schien hell, Martin sah ihn vorüber eilen. „Haltet an, guter Freund!“ rief er und schritt auf die Straße. Als der Bauer die menschliche Stimme hörte, blieb er stehen und betrachtete den Jüngling halb erschreckt, halb neugierig.

„Sagt mir, lieber Freund,“ sprach Martin, „wann ist dieses Häuschen abgebrannt, und wo ist die Familie, die es bewohnte, hingekommen?“

Der Mann sah sich erst scheu um, dann sagte er: „Sprecht nicht so laut, es ist nicht gut davon reden, die Luft hat Ohren. Aber wer seid Ihr, da Ihr die Kleidung eines fürstlichen Jägers traget?“

Martin hatte den Bauer bereits erkannt und wußte, daß er ein braver Mann sei; darum war er nahe daran, sich ihm zu erkennen zu geben. Da fiel ihm jedoch ein, daß er dem Erbförster Wilgart versprochen hatte, sich keinem Menschen anzuvertrauen. Er sagte daher nur: „Fürchtet nichts von mir, Nikolaus Wart, erzählet mir von der Brendelschen Familie, ich verrate Euch nicht.“

Der Mann war im höchsten Grade erstaunt, als er seinen Namen nennen hörte, that in der Stille ein kurzes Stoßgebet und sagte schaudernd: „Wie? Ihr kennet mich? Wer seid Ihr? Eure Stimme kommt mir bekannt vor. Im Namen Gottes, wer seid Ihr?“

„Beruhiget Euch,“ sprach Martin, welcher merkte, daß jener ihn für ein Gespenst halte. „Ich komme weit her und wollte die Familie Brendel besuchen, welche mir befreundet ist. Erzählet mir, was Ihr von derselben wisset, denn ich kenne Euch als einen Freund Brendels.“

„Ja, der war ich immer,“ sagte Nikolaus Wart mit erleichtertem Herzen. „Wenn ich aber erzählen soll, so muß ich von dem Sohne Martin Brendel anfangen, den sie unschuldiger Weise — — Aber Ihr werdet mich doch nicht verraten?“

„Seid unbesorgt,“ erwiderte Martin; „auch weiß ich schon, was mit dem Sohne im vorigen Jahre geschah; doch die Witwe und die kleineren Kinder?“

„Du lieber Gott,“ sagte Wart, „die Mutter hat nicht ganz gesprochen, wie es der Herr Graf gern hörte, und sitzt seit jenem Tage in dem runden Turm dort oben auf dem Schloß. Die Kinder wurden mit der Peitsche fortgetrieben, und noch an demselben Tage ließ der Markgraf das Häuschen niederbrennen. Die Trümmer sollen liegen bleiben zum ewigen Gedächtnis daran, wie der gestrenge Herr die Wilddiebe und diejenigen bestraft, die es wagen, ihm zu widersprechen.“

Martin konnte sich jetzt fast nicht mehr halten; er war nahe daran, laut aufzuschreien. Mit großer Gewalt nahm er sich zusammen und fragte mit dumpfer, halb-

erstickter Stimme: „Die Witwe also sitzt im Turm — und die Kinder?“

„Irren bettelnd umher,“ sagte der Bauer. „O es ist ein wahrer Jammer, wenn man das ganze Elend bedenkt; aber niemand hat den Mut, die armen Kinder aufzunehmen, weil ihm der gestrenge Herr Markgraf solche Barmherzigkeit wahrscheinlich übel vergelten würde.

„Wißt Ihr nicht, wo die Kinder jetzt sind?“ fragte der Jüngling hastig.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte jener; in unser Dorf kommen sie selten, weil es zu nahe bei dem Schlosse liegt; wie ich höre, halten sie sich meist in der Stadt auf.“

„Ich weiß genug, gute Nacht!“ rief Martin und wankte zum Trümmerhaufen seiner Hütte zurück. Der Bauer aber floh mit schnellen Schritten davon, und obgleich er nicht recht mit sich einig werden konnte, ob der Jägerbursche, der ihn angeredet, ein Mensch oder ein Geist sei, so behielt doch der Aberglaube bald die Oberhand. Er erzählte zuhause, was er gesehen und gehört, und die Furcht vergrößerte noch das meiste, wie es bei solchen abergläubischen Geschichten zu ergehen pflegt. Am andern Tage hieß es schon im ganzen Dorfe, Niklas Wart habe Martin Brendels Geist an der Brandstätte gesehen und mit ihm gesprochen. Viele andere behaupteten, es sei dort schon lange nicht geheuer gewesen, und am Ende wollten sie alle schon gesehen und gehört haben, daß der Geist Martin Brendels, dessen Körper ja wohl unbegraben im Walde vermodere, des Nachts weinend und seufzend auf den Ruinen seiner Hütte sitze. Andere wollten gar gesehen haben, wie ein Hirsch bei Nacht bisweilen um

die Trümmer gehe. Das war nun freilich nichts Unmögliches, da das Wild ungestört auf den Feldern sein Wesen trieb; aber aus allem ersieht man, wie der Aberglaube allerlei seltsame Dinge erfindet und die Furcht sie noch vergrößert.

Wie vernichtet war Martin wieder auf die Trümmer hingesunken, und wenn schon vorher sein Schmerz über die Maßen groß war, so kannte er jetzt keine Grenzen mehr. Zugleich bemächtigte sich ein ungeheurer Zorn seines Herzens. Der tiefe, glühende Haß gegen seine Peiniger und die Verfolger der Seinigen, vornehmlich gegen den Markgrafen, ward immer mächtiger.

Schon war Mitternacht nahe, als er mit seinem Gram und Grimm auf der Straße gegen das Schloß hinschritt. Bald sah er deutlich den runden Turm dunkel gegen die Wolken emporragen, und mit Entsetzen dachte er daran, daß seine Mutter nun schon acht Monate in demselben schmachte und er ihr nicht einmal den Trost bringen könne, daß er noch lebe. Ach, er durfte dem Schlosse nicht einmal nahe kommen, noch weniger konnte er etwas für seine Mutter thun.

Martin war in einem furchtbaren Zustande. Jetzt sah er weinend zu dem Turme hinauf, dann ballte er zornig die Faust und erhob sie gegen das Schloß. Mit einem Schlage hätte er es zerschmettern mögen, wenn ihm die Kraft nicht gefehlt hätte. So stand er lange und kehrte hierauf trostlos zu der Ruine seiner Hütte zurück. Der Mond war indessen untergegangen, und auch die Lichter im Schlosse wurden ausgelöscht; von dem Dorfe her leuchtete längst kein Lichtschein mehr, und selbst die Sterne

am Himmel waren von den Wolken verhüllt. Da stand der Jüngling allein in tiefer Nacht, und auch in seiner Seele nahm die Finsternis immer mehr überhand. Das Blut kochte in seinen Adern, er stieg auf die Trümmer der abgebrannten Hütte, hob die Hände gegen den dunkeln Himmel empor und that einen fürchterlichen Schwur, daß er jede Gelegenheit suchen und ergreifen wolle, sich an dem Markgrafen und allen seinen Peinigern zu rächen.

Martin! Martin! was beginnst du? Hat dein guter Engel dich verlassen! Hat die Finsternis solche Macht gewonnen in deinem Herzen, daß das Licht der Gnade ganz erloschen ist? Hast du deines Herrn vergessen, weil Christine und Dorothea nicht wie gute Engel dir zur Seite standen? Sind ihre Worte ganz aus deiner Seele verschwunden? — Wehe! wie ist der Mensch so schwach! welch ein schwankendes Rohr ist er, wenn die Leidenschaft über ihn kommt!

Bebend vor innerer Erregung, stieg der Jüngling von dem Schutthaufen herab. Noch einmal warf er sich nieder und küßte den Boden, welcher einst ihn und die Seinigen durch seine Früchte genährt, den aber der Fürst durch sein Machtwort verflucht hatte, daß er künftig nur Unkraut, aber keine Frucht mehr tragen sollte. Dann erhob er sich und wankte dem Walde zu.

Achtes Kapitel.

## Rächet euch selber nicht!

Spät am Abende des folgenden Tages saß die Försterfamilie am Tische beisammen. Man sprach von Martin Brendel. Noch konnte man seine Rückkunft nicht erwarten, weil ihm im geringsten Falle drei Tage und die zwei dazwischen liegenden Nächte für Wanderung und Aufenthalt zugegeben werden mußten. Wilgart war nicht ohne Sorge und wünschte, der Bursche wäre schon zurück; auch Dorothea hatte einen ähnlichen Wunsch. Die Mutter aber sagte: „So sehr ich das auch wünsche, so kann ich mir doch denken, wie es der armen Witwe sein wird, wenn sie den totgeglaubten Sohn wieder hat. Es kommt mir vor wie eine Sünde, daß wir ihr denselben so bald wieder entziehen wollen."

„Aber, liebe Mutter, wir wissen ja," sprach Dorothea, „dort kann er ja doch nicht bleiben ohne Lebensgefahr. Oder meinst du vielleicht, Vater, er könne bleiben?

„In keinem Falle," sagte der Vater, und das Mädchen war durch dies Wort ordentlich beruhigt. Es wäre ihr sehr leid gewesen, wenn Martin nicht mehr gekommen wäre, so gern sie auch der Mutter ihren Sohn, den Geschwistern ihren Bruder gönnte. Es war ihr, als hätte sie auch einen Bruder in ihm gefunden. Als solchen liebte sie ihn.

Während die drei noch sprachen, trat Martin herein.

Sie sprangen auf und eilten mit einem Schrei der Überraschung auf ihn zu. „Schon zurück?“ rief der Förster, aber der Jüngling sank ihm ohne Antwort laut weinend in die Arme. Dorothea zitterte, und die Thränen brachen ihr aus den Augen. Die Eltern dagegen führten ihn an den Tisch, Christine bat ihn, sich ruhig niederzusetzen und ihnen zu erzählen, wie es ihm ergangen und warum er jetzt schon zurück sei. Sie meinten, er sei wohl gar nicht in seine Heimat gekommen. Als sie aber von ihm vernommen hatten, wie es mit den Seinigen und mit ihrem Eigentume stehe, verstummten sie vor Erstaunen und Betrübnis. Der Erbförster schwieg, aber sein finsterer Blick verriet, was er über die Unmenschlichkeit des Markgrafen dachte. Zu sagen wagte er es nicht. Dorothea sah den Jüngling mit der innigsten Teilnahme an und konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Selbst die Mutter weinte vor Mitleid und konnte lange kein Wort des Trostes finden, wiewohl sie sonst am schnellsten die wahre christliche Fassung wieder gewann.

Teilnehmend erkundigte sich das Mädchen, ob er nicht allzusehr ermüdet sei, denn die tiefe Bläße seines sonst so blühenden Gesichts fiel ihr auf; und so erfuhren sie, mit welcher Eile er seiner Heimat zugewandert, wie kraftlos er aber auf dem Rückwege geworden sei. War ja doch kein Schlaf in seine Augen gekommen, seit er sie verlassen. Dazu die innerliche Aufregung, der tiefe Schmerz seiner Seele, verbunden mit der weiten Wanderung in so kurzer Zeit: war es da wohl ein Wunder, daß er ermattet bis zum Tode vor ihnen saß? Auch jetzt wollte er nichts essen, aber Mutter und Tochter redeten ihm freundlich zu,

und Christine wußte wieder durch einigen Trost seine gebeugte Seele in etwas aufzurichten. Sie versprach ihm unter anderm, baldigst in die entfernte Stadt zu reisen, bei ihren Verwandten sich nach seinen Geschwistern zu erkundigen und ihnen dieselben zu empfehlen.

Martin fühlte gar bald, wieviel solche herzliche Teilnahme wert sei, wie er sie hier auf Wilgartstein genoß, und die Last seines Herzens, die ihm auf seiner einsamen Wanderung doppelt schwer geworden, ward durch den liebevollen Trost der guten Menschen um vieles leichter.

Die Försterin erfüllte auch ihr Versprechen bald. Mit Dorothea reiste sie in die entfernte Stadt, und nach zwei Wochen machte sich Wilgart ebenfalls dahin auf, um sie wieder abzuholen. Unter Furcht und Hoffnung erwartete Martin ihre Zurückkunft.

Schon seit die beiden Frauen fort waren, fühlte sich der Jüngling vereinsamt; er war innerlich förmlich verlassen, und seine trübe Stimmung nahm mit jedem Tage zu. Wilgart war nicht der Mann, ihn aufzurichten und zu erheitern, doch sprach er ihm mit kräftiger Rede zu. Es giebt im Leben des Menschen Zeiten, wo man gleichsam von Gott verlassen zu sein scheint; es giebt Stimmungen, in denen kein tröstlicher Zuspruch haften will. Das kommt freilich nur daher, weil die Seele sich nicht ganz ihrem Gotte zuwendet. In solcher Stimmung befand sich Brendel. Seine Gedanken richteten sich nicht mehr mit solchem Vertrauen zum Herrn, wie ehemals; er brütete finstere Rachepläne aus. Wie konnte dabei sein Sinn nach oben gerichtet sein?

Vornehmlich solange die Försterfamilie von Wilgart-

stein entfernt war, schien er vom guten Geist verlassen. Er war zwar vorher schon düster, still und in sich gekehrt, nun aber streifte er halbe Tage lang im Walde umher, tief in Gedanken verloren. Das kleine Wild konnte ihm über den Weg laufen, er bemerkte es kaum, er nahm die Büchse nicht von der Schulter. Manchmal ballte er die Faust, sein Blick ward wild, seine Lippen bebten und murmelten unverständliche Worte wie Drohungen.

Die Familie kam aus der Stadt zurück. Mit lebhafter Freude empfing sie der arme Jüngling. Es hatte ihm bisher alles gefehlt; beim Anblicke der geliebten Menschen ward ihm wieder wohler ums Herz, sein tiefer Trübsinn erheiterte sich einigermaßen. Besonders that ihm Dorotheas Freundlichkeit wohl. Sie bewillkommte ihn mit herzlicher Freude, wie einen Bruder, den sie lange vermißt; sie sagte ihm offen, sie habe sehr oft an Wilgartstein und an ihn gedacht. Christine ihrerseits brachte ihm die Hoffnung, daß seine Geschwister versorgt werden sollten. Zwar hatte sie dieselben nicht selbst gesehen, aber man kannte sie in der Stadt, und die Verwandten hatten versprochen, sich der Hilflosen kräftig anzunehmen.

Trotz alledem wollte Martins düsterer Sinn nicht ganz weichen. Mutter und Tochter bemerkten dies mit Betrübnis, vornehmlich aber die Mutter. „Es geht in seinem Innern etwas vor, was nicht gut ist," sagte sie einmal zu Dorothea, „er wäre sonst nicht so finster."

Dorothea versetzte: „Aber bedenke doch, Mutter, soll er nicht tief betrübt sein, da seine Mutter schon so lange im Gefängnisse schmachtet, da sein Haus zerstört ist und seine Geschwister arm und verlassen in der Welt umherirren?"

Die Mutter sagte: „Du hast recht, liebes Kind; betrübt darf und soll er sein, aber er ist mehr als betrübt, er ist finster. Ich fürchte, sein Herz und sein Sinn haben den rechten Weg verlassen. Der Herr wolle seine Seele vor einem großen Schaden bewahren!“

Es vergingen mehrere Tage. Christine beobachtete den Jüngling mit großer Aufmerksamkeit, doch sagte sie nichts. An einem Sonntagnachmittage hatte Martin, gegen die Sitte des Hauses und gegen seine eigene Gewohnheit, die Büchse über die Schulter gehängt und war in den Wald gegangen. Wilgart und seine Frau hatten es ungern gesehen, sagten aber nichts. Die Abendstunde war nicht mehr fern, in welcher die ganze Familie sich zu ihrer sonntäglichen Andacht zu vereinigen pflegte, Martin war noch nicht zurück. Die Försterin schlug vor, den schönen Abend zu einem Spaziergange in den Wald zu benutzen; vielleicht würden sie dort dem Jünglinge begegnen. So gingen denn Vater, Mutter und Tochter an diesem milden Abende des Frühsommers jenem Teiche zu, den wir bereits kennen. Dort, meinte die Mutter, würden sie den Jägerburschen am ersten treffen, und auch Wilgart war der Meinung, weil er ihm schon mehr als einmal dort begegnet war, namentlich in der ersten Zeit und in den letzten Tagen.

„Die Stelle muß ihm allerdings heilig sein,“ sagte Dorothea, „vielleicht hält er seine Andacht dort.“

„Vielleicht!“ erwiderte die Mutter achselzuckend und schwieg dann. Sie glaubte nicht recht daran.

In der Nähe des Teiches wurde der tiefe Schatten des schönen Buchwaldes immer lichter; man sah schon in

einiger Entfernung den Wasserspiegel zwischen den Stämmen und Zweigen durchblinken. Dorotheas Blicke irrten suchend an dem Ufer des Wassers hin, dann rief sie mit gedämpfter Stimme: „Dort ist er!“

„Still!“ sagte die Mutter leise, „wir wollen uns ruhig verhalten und ihn einen Augenblick beobachten.“ Sie stellten sich so, daß sie bequem nach dem Teiche hinsehen konnten, ohne selbst von dorther beobachtet werden zu können.

Dort am Ufer stand Martin, auf der Stelle, wo der Hirsch mit ihm tot zusammengestürzt war. Er hatte sich auf die Büchse gelehnt und bewegte sich nicht. Auf seinem Gesichte konnte man eine tiefe innere Erregung lesen. Die Stirn lag in Falten, die Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und die Augen starrten düster glühend auf das Wasser. Das schöne, sonst so offene Gesicht war ordentlich entstellt, und Dorothea, die sich beinahe ängstlich an den Arm der Mutter gehängt hatte, sagte leise: „Ich fürchte mich beinahe vor ihm.“

„Ja,“ sagte Wilgart, indem er den Kopf schüttelte, „so sieht er fast aus wie das böse Gewissen.“

„Wenigstens wie einer, der nichts Gutes im Sinne hat,“ warf die Mutter ein, „wobei freilich das Gewissen nicht mehr frei ist. Kommt, wir müssen ihn zu Rede stellen.“

Somit traten sie aus dem Walde hinaus an das Ufer des Teiches, aber der Jüngling war so tief in seine düstern Gedanken verloren, daß er sie nicht eher bemerkte, bis sie ganz nahe bei ihm standen. Als er sie sah, erheiterten sich seine Züge. Er ging ihnen freundlich einige Schritte

entgegen, und nachdem sie ihn begrüßt hatten, sagte der Erbförster: „Martin, du standst unbeweglich, wie eine Bildsäule, wahrscheinlich tief in Gedanken.“

„Herr Erbförster,“ erwiderte der Jüngling, „kennt Ihr diese Stelle noch? Wie könnt' ich jemals hierher kommen, ohne daran zu denken, was Ihr mir hier gethan habt?“

„Gewiß,“ sprach Dorothea, „muß Euch diese Stelle jedesmal an Gottes wunderbare Fügung erinnern, die den Vater in jenem entscheidenden Augenblick an diesen Teich führte. Und Ihr danket doch dem Herrn hier stets von ganzer Seele für das, was er an Euch that?“

„Ja, Dorothea,“ rief der Jüngling freudig, „Gott und die drei lieben Menschen, die hier vor mir stehen, kommen mir hier immer in den Sinn.“

„War das auch vorhin der Fall, Martin?“ fragte Christine, indem sie ihm fest ins Auge sah.

Über seine Wangen flog eine leichte Röte, und er fragte: „Glaubt Ihr mir nicht, liebe Frau Erbförsterin?“

„Nicht ganz,“ antwortete Christine ernst, aber doch freundlich. „Ich glaube zwar wohl, daß du an Gott gedacht hast, aber dein Hauptgedanke kann's nicht gewesen sein; du sahst ja so finster vor dich hin, daß Dorothea sogar sagte, sie fürchte sich fast vor dir. Der lebendige Gedanke an Gott kann die Miene des Christen nicht also verfinstern. Der Gedanke an die ewige Liebe bringt so viel Frieden und Freude in das Herz, daß notwendig auch das Angesicht heiter werden muß. Das war aber vorhin bei dir nicht der Fall, du magst also doch wohl nicht in der rechten Weise an ihn gedacht haben.“

Nicht ohne eine gewisse Verwirrung entgegnete ihr Martin: „Ach, wie kann ich recht heiter sein, wenn ich an Mutter und Geschwister denke?“

„Kommt,“ sagte die Försterin, „hier liegt ein alter Baumstamm, wir wollen uns darauf setzen. Da können wir in Ruhe noch weiter sprechen; denn ich muß gestehen, es drängt mich längst, ein Wort mit dir zu reden über die Stimmung, in welcher du dich seit der Rückkehr aus deiner Heimat befindest.“

Sie setzten sich nieder auf den Baumstamm, der am Ufer des Teiches lag, und Christine nahm wieder das Wort: „Martin, du weißt, daß ich gegen dich gesinnt bin, wie gegen einen Sohn.“

„Ich weiß das,“ fiel ihr der Jüngling in die Rede, „und möchte Euch dafür herzlich danken wie ein Sohn.“

Christine versetzte: „Beweise das jetzt und sei offenherzig gegen uns; sprich dich gegen uns aus, wie gegen Vater, Mutter und Schwester. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß du stiller, verschlossener, finsterer geworden bist. Wärest du bloß trauriger, als früher, so fände ich das verzeihlich, da du in deiner Heimat wirklich das Entsetzlichste erfahren hast, was einem guten Sohn und Bruder begegnen kann. Allein du bist nicht mehr bloß traurig, du bist finster, besonders in der Einsamkeit. Wir haben das vor wenigen Augenblicken gesehen. In deinem Herzen geht etwas vor, was nicht ganz gut sein kann. Wenn du deinen Gott noch lieb hast, wenn du uns noch liebst, wenn dir der Friede und das Heil deiner Seele lieb ist, vertraue uns an, was dich bewegt und dein ganzes Wesen so sehr verändert hat.“

Martin sah verlegen zu Boden, er hätte gern geschwiegen und sagte nur: „O ich meine, Ihr kennet mich ja und wisset alles.“

„Nein, Martin,“ sagte die Frau, „ich kenne dich kaum mehr. Du bist sehr verändert, und es thut mir weh, dir sagen zu müssen, du bist nicht zu deinem Vorteile verändert. Früher schien es wenigstens, als würdest du dich immer mehr in die schwere Prüfung Gottes finden und ergeben; jetzt scheint mir dein Herz, welches wie jedes Menschenherz ein trotziges und verzagtes Ding ist, vom rechten Wege abgekommen zu sein. Du kannst das nicht leugnen. Wenn du uns vertraust, so sag' uns: was für Gedanken waren es, die dich vorhin beschäftigten und deinem Gesichte jenen entstellten Ausdruck gaben?“

„Ich dachte an die Meinigen,“ antwortete er.

„Und an sonst niemand?“ fragte Christine wieder.

„Auch an den Markgrafen,“ sprach Martin.

„So habe ich mich nicht geirrt,“ sprach sie, „und will dir nun sagen, was ich schon längere Zeit und vornehmlich heute an dieser Stelle in deinem Herzen gelesen habe. Mein Sohn, du nährst einen tiefen Groll, einen wahren Haß gegen den Fürsten, du wünschest sogar Rache an ihm üben zu können. Ist's nicht so?“

Martin schwieg eine zeitlang verlegen, dann sagte er: „Liebe Frau Wilgart, muß sich nicht ein gerechter Zorn in mir regen, wenn ich daran denke, was er mir und den Meinigen gethan hat?“

„Du hast unrecht, deinen Zorn g e r e c h t zu nennen,“ sprach das Weib. „Des Menschen Zorn thut nie, was vor Gott gerecht ist, auch deiner nicht. Bitte Gott, daß

er den Haß aus deinem Herzen treibe und die Flamme deines Zornes auslösche. Gieb deine Rachegedanken auf, ich bitte dich, und bedenke, daß Gottes Wort gebietet: Vergeltet nicht Böses mit Bösem; vergebet, so wird euch vergeben!"

„Ach! was er an mir gethan hat, ist zu hart, ich kann ihm nicht verzeihen," rief der Jüngling.

„Du kannst nicht?" fragte Christine erstaunt. „Sag' lieber, du willst nicht. Wenn du die rechte Liebe zu Gott in deinem Herzen trügest, so würdest du aus Liebe zu ihm deinen Beleidigern und Verfolgern verzeihen; du würdest bedenken, daß dein Heiland es auch gethan hat und daß er von jedem seiner Bekenner verlangt, er solle dasselbe thun." — Sie sprach lange zu ihm mit wahrem Eifer, mit dem Feuer der Begeisterung. Sie hielt ihm auch Gottes Wort, das Gebot der Feindesliebe vor, und wenn er ihr einwendete, wie schwer dies zu erfüllen sei, so zeigte sie ihm, wie der Christ nicht bloß die leichten Gebote erfüllen müsse, sondern auch die schweren. Sie wies hin auf das Beispiel des beleidigten, verfolgten und gekreuzigten Heilandes. Sie hielt ihm den Ausspruch der Bibel vor: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger und hat nicht das ewige Leben bei ihm bleibend. Sie fragte ihn, wie er selbst vor Gott Gnade finden wolle, wenn dieser auch alles nach der Strenge seiner Gerechtigkeit strafen würde. Und als er einmal erwiderte, alles, was der Markgraf gegen ihn selbst gethan habe, das hätte er ihm vergeben mögen, aber die Behandlung seiner Mutter und Geschwister zu vergeben, das sei zu viel: da mahnte sie ihn an jene Stelle im

Evangelium, wo Petrus den Herrn fragt, ob es genug sei, wenn er seinem Nächsten siebenmal vergebe, und der Herr darauf antwortet: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Kurz, sie bat ihn so herzlich und freundlich, sie bestürmte ihn so eifrig, allen Groll und Haß fahren zu lassen, wenn er seine eigene Seele und den Herrn liebe, daß Martin am Ende selbst überzeugt wurde von seinem Unrechte. Auch Dorothea redete ihm in demselben Sinne liebreich zu. Je mehr er aber überzeugt wurde, daß sein Herz bisher auf falschem Wege gewesen, desto größer wurde die Angst dieses Herzens, und endlich rief er aus: „Ach Gott! ich kann nicht, ich habe ja zu Gott geschworen, daß ich nicht eher ruhen wolle, bis ich mich an ihm gerächt habe."

Die beiden Frauenzimmer verstummten bei diesem Ausrufe vor Schrecken, und selbst Wilgart, der dem Jüngling nicht immer Unrecht gegeben hatte, erschrak darüber tief. Dorothea hatte die Hände zusammengeschlagen und sah den Jüngling starr an. Die Mutter sprach ernst: „Martin, Martin, das hast du gethan? O, nun wundere ich mich nicht mehr darüber, daß du seitdem keine Ruhe, keinen Frieden mehr gehabt hast, sondern so gottverlassen und finster umhergingst. Sag' mir, wie kamst du dazu, das Entsetzliche zu geloben?"

Martin erzählte nun, wie er in jener Nacht des Jammers auf den Trümmern seiner Hütte diesen Schwur gethan habe, und schloß mit den Worten: „Ihr seht, ich kann nicht anders, ich muß, ich habe ja geschworen."

„Dein Schwur schon ist eine ungeheure Sünde," sagte Christine, „und wenn du bei diesem gottlosen Ge-

löbnis beharren wolltest, so würde sie noch entsetzlicher werden. Es war eine finstere Stunde der Gottvergessenheit, in welcher du einen solchen Schwur thun konntest. Wußtest du nicht, daß es heißt: Rächet euch selber nicht, die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr?"

Auf solche Weise sprach sie noch lange zu ihm und suchte ihn von seinem Unrechte zu überzeugen und von seinem rachsüchtigen Sinne abzubringen. So verderbt war das Herz des Jünglings nicht, obgleich die Gedanken und Wege dieses Herzens eine zeitlang ganz verkehrt waren, daß er nicht hätte einsehen sollen, wie christlich wahr alles sei, was die Försterin ihm vorhielt. Er wurde tief ergriffen von dem, was sie sagte, und dankte ihr am Ende, daß sie ihn mit Gottes Wort und Hilfe von einer großen Verirrung zurückgebracht und damit eine schwere Last von seiner Seele genommen habe. Dorothea hatte eine wahrhaft rührende Freude über den guten Erfolg dieses Gespräches.

Die Unterhaltung lenkte sich hierauf wieder auf den Platz, an welchem die vier Menschen beisammen saßen, und Christine suchte immer mehr den Sinn des Jünglings auf den Herrn zu lenken und ihn im Glauben an denselben, im Vertrauen auf seine Güte und im Gehorsam gegen sein heiliges Wort zu bestärken. Wie in einer früheren Unterredung auf Wilgartstein, so versprach er auch jetzt wieder, dem Herrn alles anheimzustellen, auch die Rache. Christine erhielt übrigens hier wieder einen neuen Beweis, wie schwer das trotzige Menschenherz die Rachsucht fahren läßt. Wie in jenem Gespräche, so äußerte Martin auch hier wieder den Gedanken, Gott möge dem Markgrafen ver-

gelten, was er gethan. Christine bekämpfte auch diese Gesinnung als ganz und gar unchristlich und sagte: „Auch das beweist ein unversöhnliches, rachsüchtiges Herz, wenn jemand wünscht, Gott möge seinem Beleidiger nach Verdienst vergelten. Das Herz des wiedergebornen Christen, der an sich selbst die verzeihende Gnade des Herrn erfahren hat, wünscht auch nicht, daß seine Feinde vor dem ewigen Richter gestraft werden; sondern seine versöhnliche Liebe geht so weit, daß er wünscht und bittet, Gott möge dem Feinde alles verzeihen, und statt ihn zu strafen, ihm Gnade erzeigen."

„Ja," sagte Dorothea, „das meint der Heiland gewiß, wenn er uns zuruft: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Martin, gebt mir Eure Hand darauf, und thut vor Gott ein anderes Gelöbnis, nämlich, daß Ihr vergeben wollt."

Martin legte seine Hand in die des Mädchens und reichte sie dann auch den beiden Eltern. Wilgart drückte sie kräftig. Es war unter den braven Menschen wieder eine rechte Freude eingekehrt; Christine namentlich meinte, der Jüngling sei neu gefunden; er selbst kam sich vor wie neugeboren. O es liegt überschwengliche Freude im Vergeben, in der Versöhnung!

Der Abend dämmerte schon tief, als die lieben Menschen die geweihte Stelle an dem Teich verließen und nach dem Jagdschlößchen zurückkehrten. Es war in mehr als einer Hinsicht ein schöner, seliger Abend.

## Neuntes Kapitel.

### Die Rache ist mein, ich will vergelten.

Mit frommen Menschen umzugehen, erfreut das Herz und ist ein großer Gewinn für die Seele. Martin Brendel verspürte das täglich mehr an sich selbst, indem er an christlicher Erkenntnis gewann und festes Vertrauen und erquickender Friede, selbst bei dem Gedanken an Mutter und Geschwister, ihn selten mehr verließen.

Wilgart war mit ihm, als seinem Jägerburschen, sehr zufrieden, denn er war willig und gelehrig, und im Hause wurde er längst als ein Glied der Familie angesehen und behandelt. Er hätte ganz glücklich sein können, weit glücklicher, als er in seinem Dorfe vielleicht je geworden wäre, wenn nicht das Unglück der Seinigen stets lebhafter vor seiner Seele geschwebt hätte, so daß er nicht immer ganz und gar Herr über den Trübsinn werden konnte, der ihn dann beschlich. Bei solchen Gelegenheiten erwachte auch der Groll gegen den Markgrafen wieder, obgleich er nie mehr so stark wurde als vorher.

Einen solchen trüben Tag hatte Martin einmal, als der Herbst wieder kam. Er dachte an den kommenden Winter und an seine Geschwister. Mit der Büchse streifte er draußen über Berg und Thal, auch an dem Teiche war er wieder gewesen. Er war mehrere Stunden weit von Wilgartstein entfernt, gerade im wildesten Teile jenes Gebirges. Hohe, steile Berge mit ungeheuren Felsmassen,

tiefe Klüfte und Schluchten mit schroffen Wänden, dichte, dunkle Wälder umgaben ihn allenthalben. Noch nie war er so tief in diese Bergwälder hineingedrungen, aber je tiefer er in die Einsamkeit derselben hineinkam, desto besser gefiel es ihm. Je düsterer und stiller, desto mehr war es heute nach seinem Sinne.

Es war etwa in der Mitte des Nachmittages, als er wie aus weiter Ferne Schüsse hörte. Aufmerksam horchte er und hörte immer von neuem schießen. Er bedachte sich, ob er umkehren oder vorwärts gehen solle. Die Neugier trieb ihn, eine steile, felsige Anhöhe zu ersteigen, indem er hoffte, von dort aus einige Jäger oder eine ganze Jagdgesellschaft zu sehen. Er war noch nicht sehr weit auf seinem steinigen Pfade hinangestiegen, als ein Hirsch durch das Dickicht brach und in rasender Eile an ihm vorüberjagte. Hinter ihm drein erscholl Hundegebell. Martin hätte nur anlegen und losdrücken dürfen, und gewiß wäre das Tier zusammengestürzt; es zuckte ihm auch ordentlich in der Hand. Aber er besann sich schnell und schoß nicht. Vielmehr war er darauf bedacht, schnell zurückzueilen, oder in der Nähe ein sicheres Versteck zu suchen, weil er sich ja vor den Menschen hüten, namentlich aber vor den markgräflichen Jägern fürchten mußte. Zwar konnte er nicht denken, daß Jäger vom Schlosse des Markgrafen oder aus der Nähe desselben in dieser entlegenen Grenzgegend jagen würden, doch schien ihm Vorsicht jedenfalls notwendig.

Und wie er sich eben behutsam zurückziehen wollte, jagten zwei Hunde an ihm vorüber auf der Fährte des Hirsches. Einen Augenblick stand er stille, und in diesem

Augenblicke schlug ein lauter, gellender Angstschrei an sein Ohr. Erschreckt hielt er den Atem an und horchte gespannt nach der Gegend hin, woher ihm der Schrei zu kommen schien. Dieser wiederholte sich und zwar immer lauter, immer durchdringender. Es mußte jemand in großer Gefahr sein, denn der Angstruf wurde immer gräßlicher und ging in ein wahres Angstgeheul über.

Da galt es nicht mehr, sich zu besinnen, da dachte Martin nicht mehr an seine eigene Gefahr. So schnell als möglich eilte er nach der Richtung hin, woher der Hilferuf erscholl. Immer näher ertönte der entsetzliche Schrei, und als er sich durch das Gebüsch hindurcharbeitete, sah er vor sich eine enge, tiefe Felskluft, über welche teilweise dichtes Gesträuch gewachsen war, so daß man sie nicht an allen Stellen auf den ersten Blick übersah. Martin schaute forschend hinab und erblickte einen Mann in fürchterlicher Lage. Dieser hing nämlich an dem Aste eines Strauches, und zwar mit einem Fuße, während Körper und Haupt in die tiefe Schlucht hinabhingen. Ohne Zweifel hatte der Mann das Wild hitzig verfolgt und die vom Gebüsche halb überdeckte Schlucht nicht gesehen; er war kopfüber hinabgestürzt, aber mit dem einen Fuße in den Ästen des Gesträuches hängen geblieben, was leicht geschehen konnte, da seine Stiefel nach der Sitte jener Zeit mit gewaltigen Sporen versehen waren. Indes durfte er keinen Versuch machen sich zu retten, wenn er nicht in die Tiefe hinabstürzen wollte. Jede etwas stärkere Bewegung hätte seinen Fuß aus dem Geäste lösen oder einen Ast abreißen können, und sein Tod wäre dann unvermeidlich gewesen, weil er mit dem Kopfe voran in die Tiefe

und auf die Felsen gestürzt wäre. So viel erkannte der Unglückliche wohl, darum hielt er seinen Körper ruhig und schrie nur laut nach Hilfe. Da jedoch sein Kopf abwärts hing und alles Blut sich dahin drängte, so war er bald auch nicht mehr imstande, laut zu rufen, sondern stieß nur von Zeit zu Zeit einige Laute aus, die wie ein dumpfes Geheul klangen. Außer unserm Martin hörte ihn jedoch kein Mensch.

Dieser erkannte indes sogleich die Größe der Gefahr. Nicht ohne Schauder sah er in die Tiefe hinab, in welcher die Büchse und der Hut des unglücklichen Jägers lagen, und denen dieser bald nachfolgen mußte, wenn ihm nicht schleunig Hilfe gebracht würde. Aber auch das war nicht leicht, wenigstens nicht ohne Lebensgefahr zu bewerkstelligen. Die Felsen senkten sich ganz steil in die Tiefe, und es hielt schwer, sich dem Unglücklichen zu nähern.

Martin hatte noch keinen Laut von sich gegeben; er fürchtete, der Jäger könne bei dem Ton einer menschlichen Stimme eine Bewegung machen und auf diese Weise seinen Sturz herbeiführen. Er legte die Büchse weg und suchte eilend, aber vorsichtig eine Stelle, wo er sich dem Manne nähern könne. Bei dieser Gelegenheit sah er denselben von der Seite. Er hatte ein reiches, prächtiges Jagdkleid an, sein Hirschfänger hatte einen goldenen Griff, Pulverhorn und Hifthorn waren reich mit Gold eingelegt. Martin schaute in das von Todesangst verzerrte Gesicht, dessen Augen geschlossen waren, wahrscheinlich um die fürchterliche Tiefe nicht länger zu sehen, er erkannte den Mann — es war der Markgraf selbst. —

Wie eingewurzelt blieb der Jüngling stehen und sah starr nach dem Fürsten. Sein alter Zorn regte sich. An seine Verurteilung dachte er und an die Unmenschlichkeit, mit welcher der Markgraf ihn, seine Mutter und seine Geschwister behandelt hatte. Es kam ihm vor, als habe Gott den Wüterich in seine Hand gegeben, damit er an ihm seine Rache vollführe und die Erde von einem Tyrannen befreie. Ein Stoß war hinreichend, um dies alles zu vollführen. Die Hand des Jünglings zuckte, aber er reckte sie nicht aus. Er brauchte nicht einmal die Hand an seinen Feind zu legen, er durfte ihn nur in seiner gefahrvollen Lage lassen, und sein Tod war gewiß, noch ehe vielleicht eine Viertelstunde verfloß.

Doch nur einen Augenblick ging dies in der Seele des Jünglings vor, nur einen Augenblick drohte sein alter rachsüchtiger Sinn die Oberhand zu gewinnen. In der nächsten Minute schon erschrak er selbst tief über seine Gedanken. Christine und Dorothea standen wie gute Engel vor seiner Seele, er erinnerte sich des Gespräches an dem Teiche; er blickte zum Himmel, als wolle er Gott durch diesen Blick um Vergebung dafür bitten, daß er nur einen Augenblick an Rache denken konnte. Seine Seele gedachte dessen, was der Herr an ihm selbst gethan, obwohl auch er nicht würdig war solcher Barmherzigkeit, und er sprach bei sich: „Herr, vergieb mir und stehe mir bei!“

Alles das ging jedoch viel schneller im Innern Martins vor, als es hier mit Worten erzählt werden kann. Er dachte nun nicht mehr an sich, sondern nur an das Gebot des Herrn: Rächet euch selber nicht, und: Liebet eure Feinde! Die eigene Lebensgefahr vergessend, stieg er

an dem Felsen hinab und rief dem Markgrafen zu: „Bleibet ruhig, Herr!“ Dieser schlug die Augen auf, und sein ganzer Körper zitterte vor Angst und Freude so, daß Martin fürchtete, er werde stürzen, ehe er zu ihm gelangt sei. „Haltet Euch ganz stille!“ rief er nochmals, als er dicht an ihm war. Hierauf schlang er den linken Arm um eine junge Tanne, die aus einer Felsenritze hervorgewachsen war, ergriff mit der rechten Hand die Kuppel des Hirschfängers, hielt so mit seiner kräftigen Faust den ganzen Körper des Markgrafen fest und zog ihn ein wenig in die Höhe. „Suchet das Gesträuch zu ergreifen!“ rief er ihm zu, und der Fürst bog den Oberkörper in die Höhe, faßte einen Ast des Gebüsches, machte seinen Fuß aus der Verwickelung los und stand bald neben seinem Retter auf der schmalen Felszacke.

Als sie beide oben waren, setzte sich der Markgraf einige Schritte von der Felskluft entfernt auf einen Stein und lehnte sich erschöpft an einen Baum. Die Viertelstunde der Todesangst hatte ihn furchtbar angegriffen. Jetzt sah er auch erst, daß sein Retter nicht zu seinem Gefolge gehörte, sondern ein Fremder war. Er betrachtete ihn eine zeitlang schweigend, dann fragte er: „Weißt du, wen du vom fürchterlichen Tode gerettet hast?“

„Wenn ich nicht irre, seid Ihr mein Herr, der Markgraf,“ antwortete Martin.

„Und wer bist du?“ fragte jener.

„Martin versetzte: „Ich bin Jägerbursche auf Eurem Jagdschlößchen Wilgartstein.“ — Er hatte anfangs Bedenken getragen, diese Antwort zu geben, aber lügen wollte er doch nicht. Er hatte auf Wilgartstein gelernt,

daß auch eine sogenannte Notlüge immer eine Lüge bleibe und nicht recht sei, obgleich man sie in der Welt nicht für unrecht hält.

Unterdessen hatte er seine Büchse wieder vom Boden aufgenommen und fragte den Markgrafen, ob er ihm noch etwas befehle, denn er müsse nun seinen Rückweg antreten, weil er einige Stunden von dem Schlosse entfernt sei. Der Markgraf gab ihm sein schönes Hifthorn und sagte: „Steige dort die Anhöhe hinab, du wirst mein Roß an einen Baum gebunden finden, bring' es hierher. Unterdessen stoße dreimal in das Horn, damit mein Gefolge auch hierher komme."

Martin ging den Berg hinab und stieß unterwegs dreimal in das Horn, daß es weit durch Berg und Thal schallte. Alsbald antworteten andere Hörner in der Ferne, und nach einiger Zeit kamen mehrere Jäger an der Stelle zusammen, wo das Pferd des Markgrafen stand. Sie hatten diesen bereits ängstlich gesucht, und als Martin ihnen erzählte, in welcher Gefahr ihr Herr sich befunden, erschraken sie sehr und ritten schleunig den Berg hinan, während Martin das Roß hinaufführte. Alle fürchteten, der Markgraf werde sehr erzürnt über sie sein.

Dies war jedoch nicht der Fall, vielmehr empfing er sie freundlich, erzählte ihnen selbst, wie es ihm ergangen war, und zeigte dabei auf unsern Martin als seinen Retter. Dieser stand ernst und bescheiden in einiger Entfernung und erwiderte nichts, als die Herren seine That laut lobten und priesen. Er dachte in diesem Augenblicke bei sich an das Wort des Herrn: Und wenn ihr alles gethan habt, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan,

was wir zu thun schuldig waren. Er konnte nicht anders denken, als daß jeder andere an seiner Stelle das nämliche gethan hätte; ja er war schon darum nicht ganz zufrieden mit sich, weil er nur einen Augenblick den Gedanken hegen konnte, den Fürsten seiner gefahrvollen Lage zu überlassen. In seinem Herzen dankte er Gott, daß er ihn vor solch ungeheurer Sünde bewahrt habe. Sich ein Verdienst aus seiner That zu machen, daran dachte er nicht und war nur darüber froh, daß ihn weder der Markgraf, noch einer aus dessen Gefolge erkannte.

Indessen erhob sich dieser und schwang sich auf sein Roß, ohne Hut und Büchse, denn diese lagen noch in der Tiefe und wurden erst später geholt. Er befahl einem Teil seines Gefolges, nach dem nahen Schloß zurückzureiten, wo er sich seit drei Tagen aufhielt, um zu jagen. Er hatte nämlich mehrere solcher Jagdhäuser, wie Wilgartstein. Vier Jäger, darunter zwei Edelleute, mußten bei ihm bleiben, und Martin erschrak nicht wenig, als er die Weisung erhielt, voranzugehen und den Weg nach Wilgartstein zu zeigen. Er ging mit nicht ganz leichtem Herzen voran.

## Zehntes Kapitel.

### Der Herr führt's hinaus.

Dorothea stand am Fenster und schaute in das Thal hinaus, ob Martin noch nicht heimkehre. Die Mutter war in der Küche, der Vater saß ermüdet in dem großen Lehnstuhle. Die Sonne war schon untergegangen, und ein dünner Nebel fing an, sich über das Thal zu ziehen. Dorothea schaute scharf nach der Gegend hin, woher nach ihrer Meinung der Jägerbursche kommen mußte. Plötzlich fuhr sie vom Fenster zurück und rief: „Vater! Mutter! was ist das?" Wilgart trat an das Fenster, und auch Christine, die den Ruf des Mädchens gehört hatte, kam eilend herbei. Alle drei sahen sie nun in einiger Entfernung von dem Schlosse vier Reiter daher kommen, und in dem Jägerburschen, welcher vor ihnen herging, erkannten sie Martin Brendel. Sie waren aufs höchste erstaunt und bestürzt.

„Gerechter Gott," rief mit einemmal der Erbförster, „es ist der Markgraf! ich erkenne ihn an seinem Barte und an seinem Jagdrosse."

Man kann sich denken, wie die guten Leute erschraken. Sie glaubten nicht anders, als Martin sei erkannt und werde gefangen hierher geführt. „Er ist verloren und wir mit!" rief Wilgart. Schnell warf er sich in seinen besten Rock und eilte hinaus. Dorothea hängte sich ängstlich an ihre Mutter, und selbst dieser war nicht wohl zu Mute bei der Sache.

Vor dem Hofthore bewillkommte der Erbförster seinen Fürsten und Herrn und bezeigte mit pochendem Herzen sein Erstaunen und seine Freude über die unerwartete Gnade, welche ihm widerfahre. Der Markgraf nickte freundlich, schwang sich vom Pferde und reichte dem erschrockenen Erbförster die Hand, was er sonst nie zu thun gewohnt war. Wilgart atmete wieder freier, als er die Zeichen der freundlichen Gesinnung seines Herrn sah. Indessen war der Knecht herzugeeilt und führte mit Martins Hilfe die Pferde nach den Ställen, während Wilgart den Markgrafen und die beiden adeligen Herren in den oberen Teil des Schlosses geleitete. Die beiden andern Jäger blieben unten.

In dem Schlosse war zwar zu jeder Zeit alles zum Empfange der hohen Herrschaft bereit, aber doch verursachte die plötzliche, unerwartete Ankunft des Fürsten eine lebhafte Bewegung in der ruhigen Familie. Die Angst um Martin vermehrte noch diese Unruhe. Dieser eilte jedoch sobald als möglich in die Küche und erzählte den Frauen, was geschehen war. Christine umarmte ihn, wie ihren Sohn. In demselben Augenblicke kam auch ihr Mann herein. Der Markgraf hatte ihm selbst seinen Unfall und seine Rettung durch den Jägerburschen erzählt. Auch er drückte den Jüngling freudig an seine Brust, und Dorothea rief: „Martin, Martin, das hat Gottes Hand so gefügt!“

Die Angst war nun verschwunden. In der Küche wurde gesotten und gebraten, der Erbförster mußte mit dem Markgrafen und den beiden Edelleuten essen, und die beiden Jäger warteten auf. Nach der Tafel mußten

auch Mutter und Tochter vor dem Markgrafen erscheinen. Er sprach freundlicher mit ihnen, als er je gethan, zog sich jedoch bald in sein Schlafgemach zurück, weil er nach den Vorfällen dieses Tages der Ruhe bedurfte.

Martin hatte sich unterdessen in seine Stube zurückgezogen und saß still und nachdenkend auf seinem Lager. Er überdachte die Begebenheiten dieses Tages und erkannte allerdings Gottes Hand recht deutlich in dem, was geschehen war. Aber wie sollte es nun für ihn enden? Er war noch nicht frei von aller Besorgnis, doch wollte er dem, der es so gefügt, alles vertrauensvoll empfehlen.

Als es stiller im Hause geworden war, ging er in die Wohnstube hinüber und traf hier die Familie. Mit schwerem Herzen erklärte er, daß er seiner Meinung nach sich aus dem Schlosse entfernen müsse, weil er sonst doch noch erkannt zu werden fürchtete. „Denn was sollen wir sagen," sprach er, „wenn der Markgraf mich nach meinem Namen fragt?"

Daß die andern dieser Meinung nicht waren, läßt sich leicht denken. Der Förster widersprach ihm, weil er glaubte, durch seine Entfernung könne der Markgraf argwöhnisch werden und so das Geheimnis noch eher an den Tag kommen. Dorothea dagegen meinte, es liege daran nichts, wenn auch Martins Name bekannt werde, sie sehe es lediglich als eine Fügung Gottes an, welcher gewiß das traurige Schicksal Martins ändern wolle; man solle nur bei der Wahrheit bleiben und dem Herrn die ganze Sache anheimstellen, dieser werde es gewiß zum besten lenken.

„Das meine ich auch," sprach die Mutter. „Sei ge-

trost, mein Sohn, und gieb dich zufrieden; der Herr, welcher die Herzen lenket, wie Wasserbäche, wird auch das Herz des Fürsten lenken, wie es seinem weisen und gnadenvollen Rate genehm ist. Er hat ja auch dein Herz vom argen Wege auf seinen Weg gelenkt. Vertrau' ihm, er wird mit dir sein." — Martin gab sich zufrieden.

Am andern Morgen ging der Markgraf in seinem Zimmer auf und ab und blieb manchmal in Gedanken stehen. Seine Miene war ernst, aber nicht finster wie sonst. Die Hand des Herrn hatte ihn schon ergriffen. Hatte er ja doch gestern das Ende aller irdischen Dinge nahe gesehen, und zwar ein fürchterliches Ende. Eine Viertelstunde, wie er sie gestern durchlebt hatte, ist imstande, das härteste Herz weicher zu machen.

Nach dem Frühstücke ließ er dem Erbförster sagen, er möge mit seinem Jägerburschen zu ihm hinauf kommen. Nicht ohne einiges Zagen schickten sich beide zu diesem Gange an. Dorothea reichte dem Jüngling noch an der Treppe die Hand und sagte mit fester Zuversicht: „Geht mit Gott, der wird Euch geben in dieser Stunde, was Ihr sagen sollt, und des Markgrafen Herz wird e r lenken".

Die beiden Männer traten in einen kleinen Saal, wo der Markgraf mit seinen Begleitern saß. Er trat ihnen einen Schritt entgegen und sprach zu dem jungen Manne: „Du bist ein wackerer Bursche, mit eigener Gefahr hast du mir gestern das Leben gerettet; denn ohne deine Dazwischenkunft läge ich jetzt in der tiefen Felskluft. Du sollst nicht unbelohnt bleiben. Fordere dir eine Gnade, ich will dir geben, was du verlangst, so wahr ich Markgraf bin, und es wär' die Hälfte meines Landes."

Der Erbförster fühlte sein Herz ganz erleichtert bei diesen Worten. Aber der Jüngling besann sich nicht lange. Er neigte sich vor dem Fürsten und sagte ernst und ruhig: „Gestrenger Herr Markgraf, was ich gethan habe, ist Christenpflicht und keines Lohnes wert. Glaubet mir, wie für Euch, so hätte ich für jeden Menschen mein Leben in Gefahr gesetzt, weil der Herr solches von uns verlangt; und wie ich, so glaube ich, hättet auch Ihr und jeder Mensch dasselbe an seinem Mitmenschen gethan. Ich danke Euch herzlich für Eure Güte, wüßte aber nicht, was ich für mich verlangen sollte. Ich bin von Kindheit auf gewöhnt worden, mir an Gottes Gnade genügen zu lassen, und die giebt mir und hat mir gegeben, was ich bedarf, und mehr als ich verdiene. Wollt Ihr mir aber doch eine Gnade erzeigen, so möchte ich um etwas bitten, was mich überaus glücklich machen könnte."

Der Markgraf war erstaunt über die Worte des Burschen und fiel ihm schnell in die Rede: „Nenn' es, und es soll dir werden, damit ich nicht ganz und gar dein Schuldner bleibe."

„Herr Markgraf, gebt mir meine Mutter frei!" rief der Jüngling mit bebender Stimme, indem die Thränen ihm in die Augen stiegen.

Der Fürst sah ihn starr, beinahe entsetzt an; Wilgart erbleichte vor Schreck, und auch die beiden Edelleute sahen einander höchst verwundert an.

„Wer bist du?" rief der Fürst. „Ha! ich erkenne dich, bist du nicht — —?"

„Martin Brendel!" rief dieser und sank vor dem Markgrafen auf ein Knie nieder.

Erschüttert wandte dieser sich weg, er konnte eine zeitlang seine Fassung nicht wieder gewinnen. Der Erbförster sah ängstlich nach ihm hin. Hierauf kehrte sich der Fürst wieder nach dem Jünglinge, faßte seine Hand und sagte mit weicher Stimme: „Steh auf!"

Aber Martin erhob sich noch nicht, er sah ihm ins Auge und sagte: „Und meine Mutter?" —

„Ist frei!" erwiderte der Fürst. Da konnte der Jüngling sich nicht mehr mäßigen vor Freude, er ergriff des Markgrafen Hand, benetzte sie mit Thränen und bedeckte sie mit Küssen, und sein Herz jubelte und pries den barmherzigen Gott.

Es wurde vorhin schon gesagt, daß die Hand des Herrn den Markgrafen ergriffen und sein Herz milder gemacht habe; jetzt aber erkannte er erst recht den, nach welchem er sonst so wenig gefragt, an den er kaum geglaubt hatte. Der Gedanke, daß ein Mensch, den er so grausam mißhandelt hatte, wunderbarerweise vom Tode gerettet worden und daß dieser sich nicht an ihm gerächt, wie es doch in seiner Macht stand, sondern ihn selbst dem gräßlichen Tode entrissen hatte, ergriff sein Gemüt sehr tief. Er fühlte sich beschämt und gedemütigt und bewunderte den Sohn der armen Witwe, der als Mensch weit größer war als er selbst. Vor seinen bisher durch Hochmut verblendeten Augen erschien nun Gottes Fügung und Führung im herrlichsten Lichte und ließ ihn sein begangenes Unrecht sehen. — Doch es muß dem nachdenkenden Leser überlassen bleiben, sich selbst zu sagen, was alles in der Seele des Fürsten vorging; wer könnte das hier in der Kürze beschreiben? Nur das Eine sei noch gesagt, daß

von dieser Stunde an ein neues Leben in ihm aufging, ein Leben, von Gott gewirkt.

Auch die Freude der lieben Försterfamilie läßt sich nicht beschreiben. Alle drei umarmten sie den glücklichen Jüngling, alle drei priesen sie Gott mit Herz und Mund für sein wunderbares, gnadenreiches Walten. „Du bist gerächt," sagte Christine, „der Herr selbst hat die Rache für dich übernommen und ausgeführt, aber nach seiner göttlichen Weise, nicht nach deiner menschlichen. Der Schwur, den du auf den Trümmern deiner väterlichen Hütte gethan, ist erfüllt, aber schöner, himmlischer, als du selbst ihn zu vollführen gedachtest."

Dem Jubel der guten Leute machte der Markgraf ein Ende, indem er dem Erbförster und seinem Jägerburschen gebot, mit ihm nach seinem Residenzschlosse zu reiten. Schon nach einer Stunde waren sie auf dem Wege, begleitet von den Segenswünschen der glücklichen Frauen. Am nächsten Morgen ritten sie in das markgräfliche Residenzschloß. Welche andere Gefühle und Gedanken bewegten jetzt unsern Martin als damals, wo er in den Kerker geworfen und wieder aus demselben geführt worden war, um die entsetzliche Mißhandlung zu erleiden! Er sah den Turm an, in welchem seine Mutter schmachtete, und zitterte vor Wehmut und vor Freude.

Augenblicklich befahl der Markgraf, den Kerker der Witwe zu öffnen. Bleich und abgezehrt wankte die arme Frau daher und fiel ohnmächtig ihrem totgeglaubten Sohne in die Arme. Welch ein Wiedersehen, als sie erwachte! Nur der kann sich die Szene vorstellen, der Ähnliches einmal erlebt hat.

Die arme Witwe Brendel war überaus glücklich und dankte Gott mit Thränen für diese Stunde. Ihr fester Glaube an ihn hatte sie auch im Kerker getröstet und aufrecht erhalten; denn wer sich ihm einmal ganz ergeben hat, den verläßt er nie und nirgends. Sie bekannte auch offen, daß, wenn der Herr nicht ihr Trost gewesen, sie vergangen wäre in ihrem Elende; aber ihre Liebe zu ihm hatte sie gestärkt, eine Liebe, die nur in den Worten des Psalms völlig ausgedrückt ist: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und ob mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. — Solche Liebe läßt nicht zu schanden werden. Und solche Liebe weiß auch zu vergeben. Von Herzen vergab die arme Witwe dem Markgrafen alles, was er ihr Übles gethan, vorzüglich als sie erfuhr, was er noch ferner anordnete. Er ließ nämlich ihre drei Kinder aufsuchen, und ehe noch der Abend kam, war die ganze Familie wieder beisammen.

Martin wurde wieder zu dem Markgrafen gerufen, und dieser schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, indem er ihm einen einträglichen Dienst geben wolle. Wilgart, welcher dabei stand, freute sich wohl darüber, war aber doch betrübt, wenn er daran dachte, daß der Jüngling nun nicht mehr zu seiner Familie gehören solle. Martin sah ihn an und sagte zu dem Markgrafen: „Ich muß Euch auch dafür danken, edler Herr, denn ich möchte mit dem Retter meines Lebens gern wieder auf Wilgartstein zurückkehren. Wenn Ihr aber an meiner armen Mutter und an meinen Geschwistern etwas thun wollt, so möge Gott Euch das vergelten.“

„Für deine Mutter wird gesorgt," sprach der Fürst. „Komm und schaue dort hinaus."

Martin mußte an das Fenster treten und sah hinaus nach seinem Geburtsorte. An dem Platze, wo früher seine Hütte stand, arbeiteten viele Leute; sie waren beschäftigt, ein neues Haus zu bauen.

„Was meinst du, mein treuer Wilgart," sprach der Markgraf zu diesem, „soll ich den Jungen mit dir ziehen lassen, oder mit seiner Mutter, oder soll ich ihn bei mir behalten?"

Wilgart antwortete: „Gestrenger Herr, thut, was Euer gnädiger Wille ist; wollt Ihr aber durchaus dem Jünglinge eine Gnade erweisen und mir zugleich, so lasset ihn mit mir ziehen. Sehet, ich habe keinen Sohn, auf den die Försterei Wilgartstein vererbt werden möge, gebt mir diesen zum Sohne."

„Topp!" rief der Markgraf, „er sei dein Sohn und nach deinem Hinscheiden Erbförster auf Wilgartstein."

In Gegenwart des Fürsten fiel Martin dem Förster um den Hals, dann aber sagte er: „Ich habe Euch längst wie einen Vater geehrt und geliebt, ich will es auch ferner; aber da mich unser Herr und Fürst so mit Güte überhäuft, so füget noch das Schönste hinzu."

„Was ist das?" fragte Wilgart.

„Gebt mir Eure Dorothea zum Weibe!" sagte der Jüngling mit einem treuherzigen Blicke.

Mit Freuden sagte der Vater dies zu, denn er wußte, daß seine Tochter dem Burschen hold sei und nichts dagegen einwenden werde. Der Markgraf zeigte sich sehr vergnügt über die Art, wie sich alles fügte, und äußerte

später einmal, dies sei die vergnügteste Stunde seines bisherigen Lebens gewesen. — Wir glauben das gern, denn Menschen glücklich machen, ist etwas Göttliches, und der Markgraf hatte das früher nicht gethan. Freundlich lud er sich bei Martin zur Hochzeit ein.

Am dritten Morgen verließen der Erbförster und die Witwe Brendel mit ihren vier Kindern das markgräfliche Schloß. Die Mutter fuhr mit den drei jüngeren Kindern auf einem Wagen, die beiden Männer ritten nebenher. Alle waren neu gekleidet und reichlich beschenkt. Sie fuhren nach dem Dorfe, und da die Geschichte schon in der ganzen Gegend ruchbar geworden war, so kamen sehr viele Menschen, um sie zu sehen und zu begrüßen. Die Landleute freuten sich über das, was Gott an der geachteten Brendelschen Familie gethan hatte, und hofften zugleich, der Markgraf werde von nun an ein gnädigerer Regent sein. Ihre Hoffnung war nicht eitel, denn es begann gewissermaßen eine ganz neue Zeit für das Land. Der Markgraf zeigte sich bis an sein Ende als ein viel milderer und besserer Regent und gewann sich selbst die Liebe seiner Unterthanen, die er bisher nie besessen hatte. Das Volk hatte darum Ursache, Gott zu preisen, so oft der Name Brendel genannt und die Geschichte der Familie besprochen wurde.

Die Witwe sah ihr Häuschen größer, schöner und fester wieder gebaut, selbst die Sprüche standen wieder im Giebel; ganz fertig war es jedoch noch nicht. Unter dem Jubel der Dorfbewohner zogen nun die von dem Herrn erhaltenen und neubeglückten Menschen fort nach Wilgartstein und wurden mit unaussprechlicher Freude von Chri-

stinen und Dorothea empfangen. Der Vater erzählte alles, was vorgefallen war, und Dorothea legte mit Freuden ihre Hand in die des geliebten Jünglings. Mit Preis und Dank gegen Gott überdachten und besprachen nun die Glücklichen miteinander alles, was Gott im Laufe der zwei letzten Jahre an ihnen gethan hatte.

„Weißt du nun, Martin," sagte Christine, „warum der Herr die Leiden zuließ und verhängte? Er will durch dieselben immer nur Freude schaffen. Meine seligste Freude aber ist die, daß er deine Seele für sich gewonnen hat. Weil er dich lieb hatte, wie er jeden Menschen lieb hat, darum züchtigte er dich. Er wollte dein Herz fest machen, und ich denke, es ist nun gegründet in ihm für die Ewigkeit. Und hat er nicht auch des Fürsten Herz gelenkt und gewonnen? Glaubst du nun an ihn, vertraust du ihm, auch wenn er nicht thut, was du meinst?"

„Mutter," sagte Martin, „ich glaube und vertraue; ich weiß nun, daß seine Gedanken nicht unsere Gedanken und seine Wege nicht unsere Wege sind."

„Und," fügte seine leibliche Mutter hinzu, „daß er nur Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leides; und daß sein Rat wunderbarlich ist, daß er aber alles herrlich hinausführt." —

Nach einigen Monaten kam der Markgraf mit einem kleinen Gefolge nach Wilgartstein zur Hochzeit und feierte mit den guten Menschen einen zweiten vergnügten Tag. Da war rechte Freude in dem Herrn. Und als Gott den beiden einen Sohn bescherte, hob der Markgraf ihn aus der Taufe.

LIBRARY OF CONGRESS
0002536966A